



WESTFALENHÜTTE

Nur für Werksangehörige

12. Jahrgang

Februar 1960 L 7271 E



Wenn einmal den berufsmäßigen Preisrichtern bei uns die Luft ausgeht und sie meinen, daß jetzt genug Schönheitsköniginnen, Sauerkrautköniginnen und Busenköniginnen preisgekrönt worden sind, dann ist meine Zeit gekommen. Dann werde ich folgenden Vorschlag machen: Man sollte einmal die dickste Lüge preiskrönen. Bitte übereilen Sie jetzt nichts: Es hilft nichts, wenn Sie nun den guten alten Münchhausen zu Rate ziehen oder alle Ihnen bekannten alten Lügen überdenken, angefangen von „Der Regen rinnt heute wieder die Dachrinne hinauf“ bis „ich hatte gestern Abend eine wichtige Sitzung“.

Ich kenne namhafte Schwindler mit wirklich erstklassigen Ideen, die sich fast nie wiederholen, aber auch die werden den ersten Preis nicht bekommen, denn all ihre Geschichten sind dünne faule Ausreden gegen das, was ich zu bieten habe. Die Lüge unseres Jahrhunderts heißt schlicht und einfach: „Dazu habe ich keine Zeit.“ Übertroffen könnte sie nur noch werden, wenn einer käme und sagte: „Das habe ich noch nie behauptet“. Aber so weit wird es wohl keiner treiben.

Wer die seelische Kraft aufgebracht hat, bis hierher zu lesen, der kann sich auch noch meine Beispiele aus der Praxis anhören. Da ist, in zwangloser Reihenfolge, zunächst der Mann. Er ist ein armer Arbeitssklave und kommt leider nie dazu, Englisch zu lernen oder den Wasserhahn abzudichten oder das Buch von Weihnachten zu lesen.

Aber er liest alle Sportzeitungen, hört alle Sportberichte und besucht alle Länderspiele. Und wenn demnächst im Rundfunk das erste Freundschaftsspiel von „Kickers Mond“ gegen den „SC Venus“ gemeldet wird, dann wird er, der Gehetzte und Überbürdete, sich still und widerspruchslos einen halben Tag in die Schlange vor der Vorverkaufsstelle reihen, freundlich und rücksichtsvoll gegen seine Brüder im Sport, denn es sind ja alles Gehetzte und Überlastete wie er selbst, die nie Zeit haben.

Es folgt jetzt seine Frau. Sie ist erfreulich anzusehen und hat auch ganz zeitgemäße Ansichten. Aber sie dient ihrem Haushalt vierundzwanzig Stunden täglich wie eine Sklavin ihrem Pascha. Und wenn der Tag nicht ausreicht, die zahlreichen arbeitsparenden Maschinen ihrer Küche auf Hochglanz zu bringen, dann nimmt sie die Nacht zu Hilfe. Natürlich weiß sie von Frauen, die die Riesenlast eines Dreipersonenhaushaltes in der halben Zeit bewältigen. Aber sie ist überzeugt, daß das was ganz anderes ist. Und daher kann sie nie spazierengehen und auch kein Konzert besuchen, denn — sie hat leider keine Zeit.

Nummer drei ist eine Majestät, das Kind. Das ist ein armes, von den Lehrern schikaniertes und vom Stundenplan bis in seine Träume verfolgtes Wesen. Die Schule raubt ihm einfach seine besten Jahre, und es tut

sich und seinen Eltern schrecklich leid. In seiner Schulmappe ruht, zwischen anderen wissenschaftlichen Werken, „Der Rächer der Enterbten“ und „Die Gangsterbraut von Chikago“. Diese Weltliteratur für fünfzig Pfennige beschäftigt den Knaben derart, daß er für Mathematik und ähnliche mittelalterliche Foltern einfach keine Zeit mehr aufbringt. Seine Eltern wissen das natürlich nicht, denn sie sind viel zu beschäftigt, um sich darum zu kümmern.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, da galt ein Mensch, der neben seinem Beruf noch Zeit für andere und für anderes hatte, als ein guter und planvoller Zeiteinteiler. Die Mode sollte man wieder einführen, bei den Hausfrauen, bei den Berufstätigen und bei den Politikern. Am besten wäre es, gleich damit anzufangen. Wenn Sie also demnächst einer fragt, ob Sie Chinesisch können, oder ob Ihnen die Daten des Spanischen Erbfolgekrieges noch geläufig sind, dann sagen Sie nicht mit schmerzlichem Bedauern: „Dazu habe ich ja leider keine Zeit!“, sondern schlicht: „Dazu habe ich nicht die geringste Lust!“

Es ist wirklich keine Schande. Und wahr ist es auch.

HABEN

SIE

EIN BISSCHEN

ZEIT?

DIE KONJUNKTUR IN DER GEMEINSCHAFT

Unter allen diesen Umständen wird die Industrieproduktion der Gemeinschaft in den ersten drei Monaten des Jahres 1960 um nicht weniger als 8% über dem Niveau der entsprechenden Vorjahreszeit liegen, in der sich der konjunkturelle Aufschwung gerade erst abzeichnen begann.

Geringe Zunahme der Arbeitslosenzahl im Winter

Die jahreszeitlich bedingte Zunahme der Arbeitslosigkeit ist in diesem Winter wesentlich weniger ausgeprägt als in den vergangenen Jahren, so daß die angespannte Lage auf dem Arbeitsmarkt in den Ländern mit der stärksten konjunkturellen Expansion weiter anhielt. Diese Spannungen bedeuten jedoch nicht, daß in diesen Ländern alle Arbeitskraftreserven erschöpft wären. In den Niederlanden z. B. gibt es noch Möglichkeiten, weibliche Arbeitskräfte anzuwerben. In der Bundesrepublik Deutschland, wo die Zahl der beschäftigten Frauen schon sehr hoch ist, werden die Grenzen der Vollbeschäftigung durch Abwanderung von Landarbeitern in andere Bereiche erweitert; diese Umschichtung erfaßte von September 1958 bis September 1959 rund 70000 Personen. Doch werden diese Faktoren es angesichts der Bevölkerungsentwicklung nicht erlauben, der Nachfrage nach Arbeitskräften völlig zu entsprechen. Eine engere Verbindung zwischen der Arbeitsvermittlung und den Berufsausbildungsstätten der verschiedenen Mitgliedsländer müßte dazu beitragen, die in der Gemeinschaft verfügbaren Arbeitskräfte auf die Bereiche hinzulenken, in denen sich der Arbeitskräftemangel am stärksten zuspitzen wird.

Steigende Nachfrage beeinflußt Lebenshaltungskosten

Die Verbraucherpreise haben weiter leicht angezogen. Die Auswirkungen der Trockenheit auf die Preise bestimmter Lebensmittel in den Vormonaten wurden nun durch saisonbedingte Faktoren gestützt; sie könnten auch in den nächsten Monaten die Lebenshaltungskosten noch beeinflussen, vor allem durch Erhöhungen der Fleischpreise in den Ländern, in denen der Futtermangel umfangreiche Schlachtungen zur Folge hatte.

Der Anstieg der Ausgaben für Nahrungsmittel, deren Nachfrage wenig preiselastisch ist, wurde nun aber nicht durch eine Verringerung der Käufe anderer Güter ausgeglichen. In der Tat steigt nun die gesamte Konsumgüternachfrage, die bisher verhältnismäßig wenig zugenommen hatte, tendenziell wieder stärker an. Diese Entwicklung dürfte sich zu Beginn des Jahres 1960 unter dem Einfluß von Lohnerhöhungen und der Stabilisierung

der Sparquote noch verstärken und könnte in den Bereichen, in denen die Kapazitätsreserven bereits weitgehend ausgeschöpft sind, gewisse Tendenzen der Preissteigerung zur Folge haben.

Wachsender Überschuß der europäischen Handelsbilanz

Die Entwicklung des Außenhandels der Mitgliedsländer hat im Verlauf des vierten Vierteljahrs 1959 zu einem weiteren Anwachsen des Handelsbilanzüberschusses der Gemeinschaft geführt. Im Gegensatz zu früheren Jahren ist diese Entwicklung weniger durch die jahreszeitliche Bewegung im französischen Außenhandel verursacht worden, sondern vielmehr durch die Zunahme der Ausfuhren der Bundesrepublik, obwohl sie bei weitem noch nicht dem Anstieg der Auslandsaufträge entspricht. Die Zunahme der Einfuhren war weniger ausgeprägt als die der Ausfuhren. Zwar sind die Käufe von Fertigwaren weiter gestiegen, doch blieb die Einfuhrentwicklung bei Energieträgern und Rohstoffen zögernd — selbst in den Niederlanden und der Bundesrepublik Deutschland, wo der Wiederaufbau der Lager immerhin stärker war als in den anderen Ländern der Gemeinschaft. Die Befestigung der Frachtraten und der Rückgang der stillgelegten Tonnage könnten aber Anzeichen für eine eventuelle Tendenzänderung der Rohstoffeinfuhren sein.

Entwicklung der Löhne

Nach einer Periode relativer Stabilität zeigen die Löhne in den Industrien der Gemeinschaft seit kurzem erneut eine Anstiegstendenz, die sich durch drei Hauptfaktoren erklärt:

Die seit einigen Monaten zu verzeichnende Erhöhung der Lebenshaltungskosten hat nicht nur den Mechanismus der gleitenden Lohnskala in Belgien und Frankreich in Bewegung gesetzt; die Verteuerung hat auch allgemein zu stärkeren Lohnforderungen der Arbeitnehmer geführt, da sie sich vor allem auf Güter des täglichen Bedarfs bezog und daher von ihnen besonders empfunden wurde.

Die Lohnforderungen wurden darüber hinaus von dem Wunsch getragen, an den Ergebnissen der jüngsten Produktivitätssteigerungen teilzunehmen, wie es sich besonders in der neuen Lohnpolitik in den Niederlanden widerspiegelt.

Schließlich haben die Spannungen, die auf dem Arbeitsmarkt mehrerer Länder aufgetreten sind, die Verhandlungsposition der Gewerkschaften gegenüber den Arbeitgebern, unter anderem bei der Erneuerung der Kollektivverträge, gestärkt.

Der von der Generaldirektion für Wirtschaft und Finanzen der Europäischen Kommission herausgegebene Kurzkommmentar zur Konjunktur in der Gemeinschaft führt u. a. folgendes aus:

Produktionssteigerung bis zur Grenze der Kapazitätsreserven

Alle Elemente der Gesamtnachfrage tragen nunmehr zur konjunkturellen Expansion bei. Die Auftragseingänge aus dem Ausland bei den Industrien der Gemeinschaft steigen ständig an. Die Aussichten auf ein beschleunigtes Wachstum des privaten Verbrauchs haben eine erhöhte Neigung zur Vorratsbildung in der verarbeitenden Industrie und eine Erweiterung der geplanten Anlage-Investitionen zur Folge.

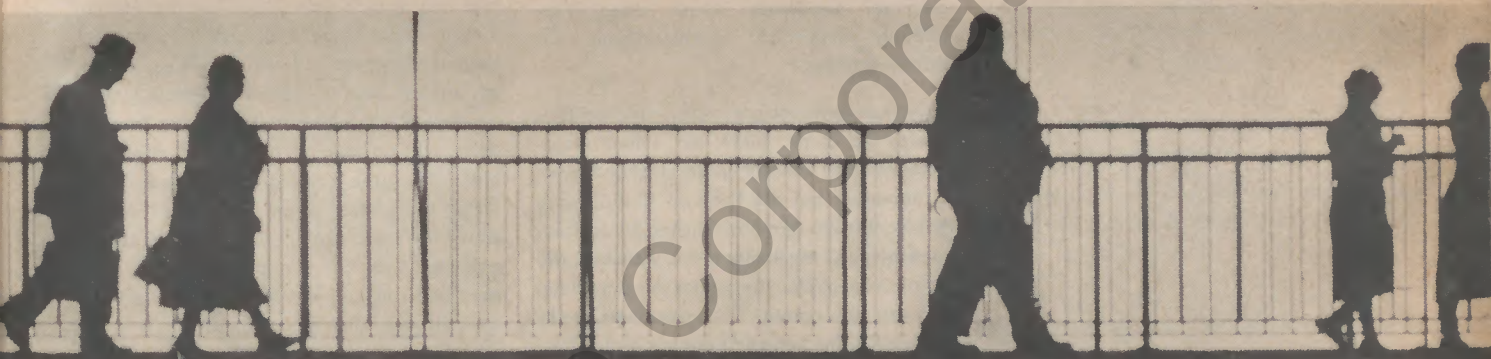
In der Bundesrepublik Deutschland und in den Niederlanden wurden kreditpolitische Maßnahmen ergriffen, um einer übersteigerten Nachfrageausweitung im Jahre 1960 zuvorzukommen; sie werden jedoch die Zunahme der Produktion in den nächsten Monaten nicht beeinträchtigen, diese wird vielmehr in beiden Ländern durch die Erschöpfung der Kapazitätsreserven begrenzt.



Vielleicht hast du das Gefühl, nicht am richtigen Arbeitsplatz zu stehen? Deshalb brauchst du nicht zu verzweifeln. Du kannst dir selber helfen, wenn du dir durch besseres Wissen die Voraussetzungen für eine Tätigkeit schaffst, die du gern ausüben möchtest. Arbeit muß Freude machen! Wenn du mit deiner Stellung nicht zufrieden bist, mußt du etwas tun, um diesen Zustand zu ändern. Edison, der als Zeitungsjunge

WIE BAUT MAN

man sich nach Feierabend erwerben. Ein Vorschlag: Jeden Monat ein gutes Fachbuch beschaffen und es systematisch durcharbeiten! Wem dieser Weg nicht liegt, dem bleibt die Möglichkeit, sich an einem Fernunterricht zu beteiligen oder unsere Aufbaulehrgänge zu besuchen. Die beste Methode wird jeder nach einiger Zeit selbst herausfinden. Wichtig ist nur, daß man regelmäßig lernt und sich täglich eine gewisse



anfang und später zu den erfolgreichsten Männern Amerikas gehörte, sagte einmal: „Ich habe mein Leben lang keinen einzigen Tag gearbeitet! Es war nichts als Vergnügen.“ In dieser Einstellung lag der Schlüssel zu seinem Erfolg. In unserem Betrieb und überall in der Wirtschaft sucht man heute nach tüchtigen Fachleuten und Spezialisten. Wer mehr weiß, hat die größeren Chancen. Dieses Wissen kann

BRÜCKEN ZUM ERFOLG?

Zeit für die berufliche Fortbildung freihält. Diese Ausbildung kostet etwas Zeit und wenig Geld. Sie ist eine Investition auf die Zukunft, die dir eines Tages Zinsen und vielleicht die Stellung bringt, die du dir ersehnt hast. „Wer rastet, rostet“ sagt ein altes Sprichwort. Menschen, die an sich arbeiten, haben ein festes Ziel vor Augen.

Sie sind auf dem Wege zum Erfolg!



noch am Suchen, und wer mir dabei helfen will, der muß nur im Trab des Alltags Augen und Ohren aufmachen, zum Beispiel in irgendeinem Warenhaus zur Hauptgeschäftszeit...

Da erklingt die bekannte Stimme, die alle drei Minuten versichert, daß gerade eben ein Waggon frischgelegter Hühnereier oder fabrikneuer Knopflöcher am Sonderfisch in der Mitte des Hauses weit unter Selbstkostenpreis verkauft werden. Diesmal bittet sie um Gehör für eine Sondermeldung: „Achtung, der kleine Siegfried hat seine Mutti verloren und möchte an Kasse 3 abgeholt werden!“ Ja, dort steht er, jeder Zoll kein Siegfried der deutschen Heldensage, sondern ein kleines Häuflein Elend, mit zuckendem Mäulchen und verdächtig blanken Augen, und erwartet sein Schicksal. Und das Schicksal, das da naht, ist nicht gütig, sondern eher wütig und rot im Gesicht; es haut dem kleinen Ausreißer ein paar auf die Erziehungsfläche, begleitet von den vielversprechenden Worten: „Na warte du nur, bis wir daheim sind!“ Laut heult da der Siegfried auf und läßt sich heimwärts ziehen wie ein sperriger Geißbock; denn diese Verheißung wirkt nicht beschleunigend auf Mörschritte.

Ich kenne eine ganze Reihe solcher Beispiele: Da ist der Herr, der seinen Geldbeutel verliert und dem jugendlichen Finder so nebenbei auf die Schulter klopft, ohne ihm wenigstens den gesetzlichen Finderlohn zu zahlen. Oder kennen Sie vielleicht die Dame von Welt, die einen angebotenen Sitzplatz im besten Fall mit einem weltmüden Kopfnicken zur Kenntnis nimmt?

Aber jetzt kommt noch ein ziemlich trauriges Beispiel, das handelt nämlich von einer Großmutter; und auf die lasse ich sonst nichts kommen. Als Kind war ich der felsenfesten Überzeugung, der höchste Rang, den ein Mensch überhaupt erreichen könne, sei, Großmutter zu werden. Denn was ist schon die Schönheit eines Märchenprinzen oder die Macht eines Schutzmanns gegen die Vollkommenheit einer alten Frau mit einer großen Schürze zum Tränenabputzen, die alles weiß, alles kann und immer da ist, wenn man sie braucht?

Da bin ich also auf einem Sonntagsspaziergang drei Leuten begegnet, dem Aussehen nach Großmutter, Sohn und Enkel. Beim Näherkommen sah ich, daß die alte Frau im Gesicht verletzt war, und der Sohn versuchte, ihr mit einem ziemlich dunkelweißen Taschentuch das Blut von der Nase zu wischen. Ich habe ihm als erstes ein Papiertuch in die Hand gedrückt und leise gefragt, ob sie wohl gestürzt sei. Als Antwort kam ein „Nein“ wie ein Peitschenknall. Und auf meine Frage, ob ich ihr irgendwie helfen könne, sagte sie, mehr

komisch als hoheitsvoll: „Ach bitte, gehen Sie doch weiter!“ Ich hätte fast gesagt: „Da hätten Sie mal meine Großmutter sehen sollen!“ Aber ich habe mich umgedreht und bin gegangen. Das letzte, was mir nicht aus dem Kopf will, waren die nachdenklichen Augen des kleinen Jungen. Noch ein paar solcher Erfahrungen, dann steht bei dem das Urteil über „die Großen“ fest.

Ich bin mir zwar im klaren darüber, daß es ein bißchen lebensgefährlich ist, wenn eine kinderlose Frau über Erziehung zu reden wagt; denn die hat doch keine Ahnung... Aber andererseits hat sie auch nicht das schönste Kind der Welt oder das artigste Kind der ganzen Straße, das ist so was wie ein Ausgleich. Ich muß immer denken, wer schon den Mut, die Liebe und die Geduld aufbringt, zu warten, bis so ein wildfremder kleiner Bursche endlich auf der Welt ist, der soll doch zum Kuckuck noch ein paar Jahre in der gleichen Richtung weitermachen, bis es geschafft ist, was man so Erziehung nennt.

Und wenn ein Kind ein vernünftiges Vorbild vor Augen hat, dann ist die Hälfte dieser Arbeit eigentlich schon geschafft. Vielleicht möchte jemand gern wissen, wie ich mir ein solches Vorbild vorstelle? Ach, da brauche ich gar nicht weit zu laufen, denn ich habe eins in meiner nächsten Nähe — ganz zufällig ist es eine Frau. Sie ist ein kluger, freundlicher und dankbarer Mensch, hat in ihrem Beruf etwas geleistet und kann nebenbei alles, was man braucht, um eine Familie satt, zufriedenen und glücklich zu machen.

Sie denken vielleicht jetzt, das sei nichts Weltbewegendes? Das ist es ja gerade, wir haben heutzutage viel zuviel Weltbeweger und viel zuwenig ruhende Pole!

Allerdings hat sie bis jetzt weder eine neue Geschirrspülmaschine noch eine Bombenabwurfmaschine erfunden, und sie lacht — wie ich auch — Tränen bei dem Gedanken, man müsse auf Befehl irgendeines ausländischen Schneidergesellen zweimal jährlich seine Taille verlagern. Aber sie beherrscht die Kunst, eine Familie zusammenzuhalten, so daß ihre Kinder am liebsten daheim sind und keines sich in Erwartung eines wildgewachsenen Filmbackfischs oder des wimmernden Zitteraalsängers zwei Stunden in den Regen stellen würde.

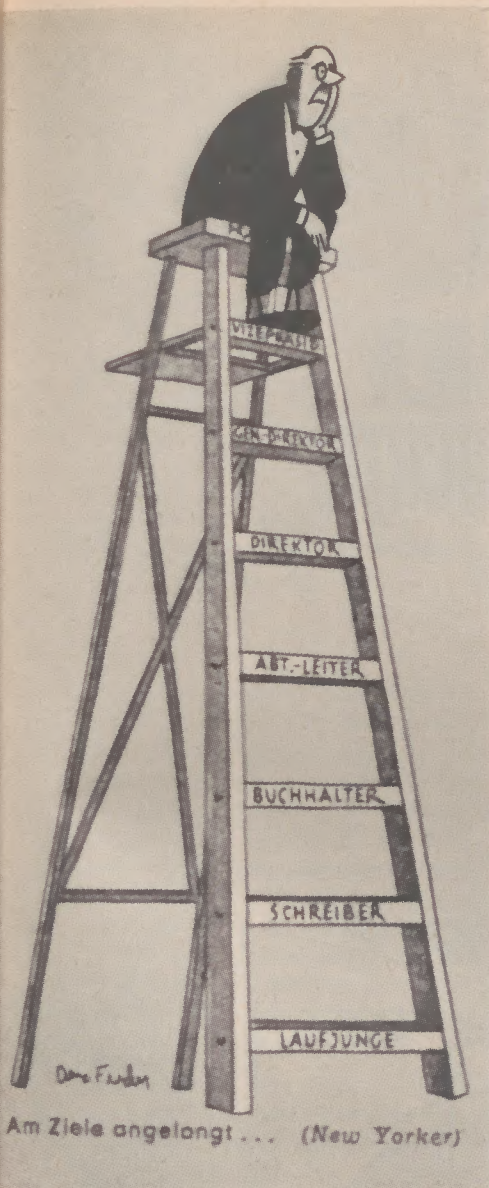
Der Erfolg hat ihrer Erziehungsmethode rechtgegeben.

Und wenn die mal Großmutter wird, dann bekommt sie von mir einen Orden, in Gold, mit zwei kleinen weißen Flügeln drauf.

Grete Hafner

Die Jugend von gestern war brav, bescheiden, fleißig und strebsam. Knaben und Mädlein boten in der Straßenbahn allen älteren Personen ihren Platz an. In jeder Bubenklasse von dreißig Mann saßen etwa 25 auf dem ersten Platz — das waren die, die später mal Papa werden wollten. Alle hatten Ehrfurcht vor ihren lieben Eltern und ihrem verehrten Herrn Lehrer, dem sie höchstens hinter seinem Rücken die Zunge rausstreckten. Wenn diese Jugend so weitergemacht hätte, dann liefen wir heute alle mit zwei stattlichen Flügeln umher, denn nach den Gesetzen der Natur werden aus kleinen Engeln später große. Also haben wir doch irgendwann irgendwas gegen die Vollkommenheit unternommen! Wenn ich nur wüßte, was. Ich bin immer

DER AUFSTIEG IM GROSSBETRIEB



Die Universitäten Yale und Minnesota (USA) haben umfangreiche Untersuchungen über Aufstieg und Zufriedenheit der Angestellten gemacht. Nach einer Auswertung durch „Popular Science“ sind die Ergebnisse zum Teil überraschend.

Ist Unfähigkeit der häufigste Entlassungsgrund?

Nein, die meisten werden entlassen, weil sie mit dem Chef nicht auskommen können. 60 bis 80 Prozent der Entlassungen in der Industrie sind auf Fehler im Umgang mit Menschen zurückzuführen und nur 20 bis 40 Prozent auf schlechte Arbeit. Viele große Firmen beschäftigen daher Psychologen, die den Menschen über ihre persönlichen Hindernisse hinwegzuhelfen versuchen.

Kann sich ein armer Junge heute ebenso leicht hocharbeiten wie früher?

Leichter! Der Weg nach oben ist in den letzten 25 Jahren ständig einfacher geworden. Denn heute ist ein abgeschlossenes Studium wichtiger als reiche Eltern. Ein Umfrageergebnis: 75 Prozent leitender Angestellter hatten die Universität besucht. Diese Zahl wird künftig weitersteigen. Und da es Stipendien gibt, besuchen mehr und mehr begabte — aber arme — junge Leute die Universität.

Sind Erfolgsmenschen glücklich über ihren Erfolg?

Zwei Soziologen der Universität Yale, August Hollingshead und Fritz Redlich, behaupten kühl: „Jeder, dem es gelingt, zwei Gesellschaftsschichten nach oben zu durchstoßen, wird im Verlauf des Kampfes zum Neurotiker. Zuweilen ist der Erfolg geradezu ein Ergebnis neurotischer Triebkraft. Viele Manager erringen ihre Erfolge, weil ihnen selbst das kleinste Versagen vor sich selber unerträglich ist.“

Was ist die wichtigste Eigenschaft für einen Chef?

Die wichtigste Aufgabe eines Chefs in einem modernen Konzernbetrieb: anderen klar und überzeugend zu sagen, was zu

tun ist und wie es zu tun ist. Forschungen haben gezeigt, daß führende Angestellte eines gemeinsam haben: Sie können ihre Worte eindrucksvoll wählen. Daher, meinen die Fachleute, sollte jeder, der Ehrgeiz besitzt, seine Muttersprache gut beherrschen, selbst wenn er sich einem rein technischen Gebiet zuwendet.

Ist es gut, sich nur um seine eigene Arbeit zu kümmern?

Dazu wurde früher geraten. Richtet man sich heute danach, wird man vielleicht niemals befördert.

„Er macht seine Arbeit so vorzüglich“, würde es heißen. Am besten kommt man voran, wenn man die Arbeit des Chefs tun kann — und dann muß man es die „Oberen“ wissen lassen. Wenn sich dann eine Lücke ergibt, kann man einsteigen.

Kleinigkeitskrämer sitzen oft fest. Sie gehören in die unteren Kategorien. Angestellte, die lernen, „die großen Umrisse zu sehen“, und die wissen, wie die verschiedenen Abteilungen ineinanderarbeiten, kommen meist schneller vorwärts als solche, die nur bei sich Bescheid wissen.

Ist es gleichgültig, welche Abteilung Sie leiten?

Bestimmt nicht. Die meisten Industrien haben ein ganz festes Beförderungsschema. Ist zum Beispiel der jetzige Generaldirektor einer Firma ein ehemaliger Verkaufsleiter, so hat ein Mann aus dem Verkauf die größte Chance, sein Nachfolger zu werden.

Noch vor 30 bis 40 Jahren waren es die Männer aus der Produktion und der allgemeinen Verwaltung, die meist auf den Präsidentenstuhl kamen. Heute gelangen meist die Finanz- und Verkaufsleute in die Spitzenstellungen.

Es gibt Maschinen, die dem Menschen in jahrzehntelanger, pausenloser Arbeit dienen. Sie müssen gewartet, sie müssen geschmiert werden, aber ihre Abnutzung ist so gering, daß sie kaum abgeschaltet zu werden brauchen.

Unser technisches Zeitalter neigt dazu, den menschlichen Körper mit einer Maschine gleichzusetzen. Wir sprechen da von „Abschalten“, „Umschalten“, wir sagen „die Pumpe muß wieder geschmiert werden“ u. ä.

Aber der Mensch ist keine Maschine. Er ist ein beseelter Organismus. Körper und Seele stehen in inniger Wechselbeziehung zueinander, und jeder Mensch auf dieser Erde ist und bleibt eine einmalige Erscheinung.

Die Erhaltung der Gesundheit, der Leistungsfähigkeit, der Harmonie von Körper und Seele ist nur dann gegeben, wenn das Leben ein ausgewogenes Wechselspiel von Anspannung und Entspannung, von Arbeit und Ruhe ist. Unsere hastige, unruhige, die Nerven stark beanspruchende Gegenwart fordert in besonderem Maße körperliche und geistige Entspannung und nervliche Beruhigung.

Als Arzt beobachtet man es häufig, daß Menschen vom Urlaub erschöpfter, nervöser wiederkehren, als sie vor Antritt des Urlaubs waren. Sie haben sich ganz und gar nicht erholt. Sie haben ihren Urlaub falsch gestaltet. Vielleicht war diese Zeit ein

Hasten von Erlebnis zu Erlebnis,

vielleicht haben sie Tausende Kilometer auf Rädern zurückgelegt, vielleicht haben sie unendlich viel gesehen, aber nirgends einen nachhaltigen, bleibenden Eindruck empfunden. Es kann auch sein, daß sie nichts gewußt haben von der Stärke gewisser klimatischer Reize; und die überstarken Reize, denen sie sich ausgesetzt haben, haben sie in einem echten Sinne krank gemacht.

Viele Fehler lassen sich bei richtiger Planung, entsprechender Vorbereitung und Gestaltung des Urlaubs vermeiden.

Weshalb denn im Sommer?

Es ist ganz sicher ein Vorteil, wenn man nur den Sommer als gute Urlaubszeit ansprechen will. Alle übrigen Jahreszeiten haben auch ihre Reize. Zum Beispiel ist ein Urlaub im Herbst an der See oder im Gebirge als ein Atemholen vor Beginn der langen Winterzeit von besonderem Wert. Im Gebirge erfreuen sich der Winter oder das beginnende Frühjahr wachsender Beliebtheit.

Auf die Wahl des Urlaubsortes wird man im allgemeinen mehr Einfluß haben als auf die Wahl der Urlaubszeit. Denn für die meisten Menschen wird die Urlaubszeit von anderen festgelegt. Wenn wir vom

URLAUB

IN DIESEM JAHR

ABER RICHTIG





Urlaubsort sprechen, dann meinen wir zunächst einen festen Standort, an dem wir den Urlaub verbringen wollen, d. h., wir denken nicht an Reisen von Ort zu Ort oder an das Camping. Hier muß es ganz klar ausgesprochen werden: Für den wirklich erholungsbedürftigen Menschen, besonders für den Menschen in mittlerem und höherem Lebensalter, birgt die an einem Ort verbrachte Urlaubszeit ganz andere Möglichkeiten der Entspannung, der Erholung und der Wiederherstellung der körperlichen und geistigen Kräfte in sich.

Jeder Mensch, der aus der Großstadt kommt, sollte in erster Linie die stillen, die abseitigen Urlaubsorte, die Oasen der Ruhe, wählen. Es gibt sie noch in ausreichendem Maße. Im Urlaubsort oder Kurort mit seinem Übermaß an Abwechslung und Unterhaltung läuft der Mensch Gefahr, den Urlaubszweck — die Erholung und Entspannung — zu verfehlen. In welcher Landschaft, in welcher Umgebung soll nun der gesunde Mensch seinen Urlaubsort wählen? Vom Kranken sprechen wir hier nicht — er läßt sich besser von seinem Hausarzt beraten.

Deutschland verfügt im großen gesehen über

drei Haupterholungsgebiete:

die Nord- und Ostsee, die deutschen Mittelgebirge und das Alpenvorland.

Die klimatischen Besonderheiten des Seeklimas liegen in der staubfreien Luft, in fast ständig wehendem Wind und in der starken Ultraviolettstrahlung der Sonne, die die Haut bräunt. Man muß wissen, daß hell- und rötlichblonde Menschen mit Luft- und Sonnenbädern sehr vorsichtig sein müssen. Und man muß wissen, daß die Ultraviolettstrahlung an der See auch bei

bedecktem Himmel erfolgt, also auch dann die Haut gebräunt wird. Im Hochsommer soll man sich an der See nie länger als 10 bis 15 Minuten ungeschützt der Sonne aussetzen. Später kann man etwas steigern. Gute Öle und Fette schützen die Haut. Die kräftige Bräunung sollte nie das Ziel eines Luft- oder Sonnenbades sein. Sie mag eine angenehme Begleiterscheinung

sein, mehr nicht. Die Sonnenbrille ist ein meist überflüssiger Modeartikel. Man sollte sie höchstens stundenweise an der See oder im Hochgebirge tragen. Denn wenn man sie ständig gebraucht, werden die Augen geschädigt. Das salzige Meerwasser übt zu jeder Jahreszeit einen besonders kräftigen Reiz auf den menschlichen Organismus aus.



Viele Menschen übertreiben

in den ersten Tagen des Aufenthaltes an der See das Meeresbaden. Mit oder ohne Brandung genügen in den ersten Tagen 3—5 Minuten. Die Wirkung des Seeklimas ist an der Nordsee, vor allen Dingen auf den weit vorgeschobenen Inseln, stärker als an der Ostsee.

Verglichen mit der starken Reizwirkung des Seeklimas haben die deutschen Mittelgebirge mehr ein Schonklima. Das Klima der Mittelgebirge ist milder. Hingegen bedeutet das Hochgebirgsklima wieder eine starke Wirkung, bei der der Wind die geringste Rolle spielt. Ein anderer starker Reiz des Hochgebirgsklimas liegt in der Luftdruckerniedrigung. Sie regt Atmung und Blutbildung an. Der reizentwöhnte Großstädter unterschätzt meist die Wirkung des plötzlichen Höhenunterschiedes und der Sonne im Hochgebirge. Bei erheblichen Störungen im Herz-Kreislauf-System muß man mit der

Möglichkeit schädlicher Wirkungen

rechnen. Insbesondere können bei hochaufgeschossenen, schlanken Menschen mit niedrigem Blutdruck bei plötzlichem Übergang auf Höhen über 1500 m leicht einmal Schlafstörungen oder Schwindel auftreten. Menschen von anderer Konstitution, z. B. kleine, rundliche und untersetzte Körpertypen, passen sich viel schneller veränderten klimatischen Reizen an. Sie erholen sich auch insgesamt rascher, während die schlankwüchsigen, hochaufgeschossenen Menschen, die sogenannten Astheniker, eine längere Anlaufzeit bis zu dem Moment, wo die wirkliche Erholung einsetzt, benötigen. Solche Menschen sollten nach Möglichkeit einen häufigen Wechsel des Urlaubsortes, insbesondere mit starken klimatischen Gegensätzen, vermeiden.

Wenn man seinen Urlaub nicht an der See verbringt, sollte man nach Möglichkeit einen Ort wählen, in dessen Umgebung Waldgebiete, fließende oder stehende Gewässer sind. Hier kann am ehesten die Wiederbegegnung mit der Natur, die unverfälscht ist und Kraft und Erholung spendet, erfolgen.

Ob man seinen Urlaub an der See, im Mittelgebirge oder im Alpenvorland verbringt,

überall sollte man wandern.

Wir Menschen sind doch zur Bewegung geschaffen, und $\frac{2}{3}$ unseres Körpers bestehen aus Muskulatur, und diese Muskulatur will bewegt, will genutzt werden. In der See bedeutet das Laufen in den Dünen oder das Laufen unmittelbar am Strand — möglichst barfuß — einen besonderen Genuß. Im Mittelgebirge wird man vor allem durch Wälder wandern und schöne Aussichtspunkte suchen. Das Wandern im Alpenvorland oder im Hochgebirge ist

vielleicht das größte Erlebnis für den passionierten Wanderer.

Doch auch das Wandern will vorbedacht und überlegt sein. Der Bade- oder Luftanzug, Schuhe mit hohen Absätzen, das leichte Sommerfährchen oder der gute Straßenanzug — das ist keine Wanderkleidung. Der Wanderer soll immer, vor allem im Hochgebirge, auf einen plötzlichen Witterungsumschwung eingestellt sein und sich dementsprechend schützen. Auch zur Gipfelrast braucht man zu jeder Jahreszeit ein wärmeres Bekleidungsstück.

Die Gefahren des Gebirges

liegen für den Wanderer im plötzlichen Wettersturz, im überraschend hereinbrechenden Nebel und in einer Unterschätzung der körperlichen Anforderungen. Hier soll man auf den Rat der mit ihrer Heimat vertrauten Bergbewohner hören. Meist ist der Urlauber nicht mehr gewohnt,

zu wandern. Er soll erst nach und nach seine Wanderziele weiterstecken. Regen oder Sturm sollten ihn nicht davon abhalten, zu laufen. Denn es regnet selten den ganzen lieben langen Tag. Es gibt heute für wenig Geld eine wirklich gute, vom Wetter unabhängig machende Bekleidung, die schützt. Doch sollte man auf Regentage eingestellt sein. Bei einem guten Buch oder bei einer Schachpartie vergehen die Stunden wie im Fluge. Wer sich im Urlaub langweilt, stellt sich selbst ein Armutszeugnis aus. Die Zeit ist nicht da, um totgeschlagen zu werden. Zu jeder Jahreszeit sollte man seinen Urlaubstag früh beginnen und nach Möglichkeit das Wanderziel im Laufe des Vormittags erreichen, zumindest aber den größeren Teil einer Wanderung bis zur Mittagszeit zurückgelegt haben. Im Sommer sollte in den heißen Stunden des Tages geruht werden. Der Urlaubstag sollte aber auch früh enden. Eine ausreichende Nachtruhe gehört unbedingt zum Urlaub, ins-



besondere für den, dessen Tag-Nacht-Rhythmus durch Nacharbeit oder Schichtwechsel gestört ist.

Im allgemeinen sollte gelten, daß das „landesübliche Essen“

das richtige ist. Denn die Kost des eingesessenen Bewohners des Urlaubsgebietes entspricht ja alten Erfahrungen und ist häufig auf das Klima abgestimmt. Das gilt auch für das Trinken. Der Wanderer wird gut daran tun, wenn er morgens ausgiebig frühstückt, die Mittagsmahlzeit kleinhält und die Hauptmahlzeit am späten Nachmittag oder frühen Abend einnimmt. Zu vieles Trinken während der Wanderung, ganz besonders an heißen Tagen, sollte vermieden werden.

Wenn man, wie es ja gerade das Bestreben des wirklich erholungsbedürftigen Großstädtlers sein sollte, einen abseitigen Urlaubsort wählt, ist es vielleicht zweckmäßig, ein kleines Täschchen mit den wichtigsten Medikamenten und Verbandzeug für den Notfall mitzunehmen: 1 Schere, 1 Pinzette, 1 Fiebermesser, einige wenige Tabletten gegen Fieber und Schmer-

zen, ein paar Kohletabletten, einige Baldrian Tropfen, etwas Fußpuder, je 2 Mullbinden von der Breite 10, 8 und 6 cm, etwas Schnellverband, ein kleines Fläschchen Jodlösung, einige Sicherheitsnadeln und eine elastische Binde — das dürfte genügen.

Wer seinen Urlaub an ein und demselben Ort verbringt, der sollte sich wirklich bemühen,

Land und Leute

seines Urlaubsortes und der Landschaft kennenzulernen, sie zu verstehen und ihnen näherzukommen. Man tut gut daran, wenn man sich an Hand von Führern, die in jeder Buchhandlung erhältlich sind, von langer Hand vorbereitet. Erst die zweite Urlaubshälfte sollte man zu einigen wenigen Fahrten in die weitere Umgebung des Urlaubsortes, sofern man sie nicht zu Fuß erreichen kann, benutzen. Die Ziele sollten nicht zu weit sein, und das Programm einer solchen Fahrt in die weitere Umgebung sollte nicht zu umfangreich sein.

Es ist typisch für unsere Zeit, daß alles versichert wird. Auch der Regen im Urlaub.

Ob man eine Regenversicherung abschließt, ist letzten Endes Geschmackssache.

Die Europäer, im großen Umfang auch die Deutschen seit Beginn des Wirtschaftswunders, sind zu

„Urlaubsnomaden“

geworden. Auf zwei, drei oder vier Rädern, mit oder ohne Anhänger rollen sie durch die Lande, von Campingplatz zu Campingplatz. Auf den großen Campingplätzen ist es häufig wieder so wie in der Stadt. Die Lautsprecher dröhnen, man kann Glücksspiele machen, eng gedrängt leben die Menschen nebeneinander. An die Stelle der Berührung mit der unverfälschten Natur ist wieder die technische Perfektion getreten. Im Camping, so wie es heute vielfach praktiziert wird, liegen Gefahren. Gefahren verlieren dann an Bedeutung, wenn man sie kennt. Es gibt genügend abseitige, ruhige Campingplätze, die noch die wirkliche Berührung mit der Natur, die ja letztlich mit der Campingbewegung erneuert werden sollte, ermöglicht. So sollten die modernen Nomaden ihre Urlaubsfahrt sehr sorgfältig vorbereiten, die Etappen nicht zu groß wählen und den Standort nicht zu oft wechseln. In jeder großen und kleinen Stadt wird heute eine Fülle von Urlaubsreisen, meist mit Omnibussen innerhalb Deutschlands, in ganz Europa und über die Grenzen Europas hinaus angeboten. Eine Reise mit reichhaltigem Programm, das eigenen Wünschen und Plänen kaum Spielraum läßt, sollte mit Zurückhaltung in die Urlaubserwägungen einbezogen werden. Solche Reisen sind meist sehr, sehr anstrengend. Sie mögen interessant, auch bildend sein; aber dem Erholungsbedürftigen — und wer ist das schließlich heutzutage nicht — bringen sie selten das, was er braucht.

Ein Fotoapparat gehört heute beinahe zur Standardausrüstung eines jeden. Gewiß, ein paar schöne Fotos

als Erinnerung an genußreiche Urlaubstage haben ihren Wert. Denn schließlich ist die Erinnerung ja das, was man dem Menschen nicht nehmen kann. Aber man sollte sich hüten, seinen Urlaub nur mit den Augen des Fotografen zu erleben. Dann wird nämlich das menschliche Auge, das auch dazu da ist, die Schönheiten der Natur in sich aufzunehmen und als „inneres Bild“ im Gedächtnis zu behalten, zum Bildsucher des Fotoapparates. Und darin liegt die Gefahr einer inneren Verarmung.

Ja, muß man denn nun wirklich weit weg vom Heimatort in Urlaub fahren? Kann man nicht auch schöne

Urlabswochen daheim

verbringen? Das kann man ganz sicher. Einmal für einige Wochen so ziemlich ge-



nau das Gegenteil von dem zu treiben, was man sonst das übrige Jahr tut, das ist schon reizvoll. Oft ist es ja doch so, daß man die nähere und weitere Heimat, sei man nun alteingesessen oder als Flüchtling später dorthin gekommen, nicht genau kennt. Das kann man in einem Urlaub zu Hause nachholen und kann zu Fuß oder mit dem Fahrrad die Schönheit entdecken, die es überall gibt und die man einfach bisher nicht finden konnte. Auch kann man seinem Steckenpferd in einem Urlaub zu Hause ganz anders huldigen, als es sonst der Fall ist. Die Betätigung im eigenen Garten mag Freude bereiten; vielleicht lernt man es dann wieder, sich an kleinen Dingen zu freuen, die so leicht übersehen werden. Es ist auch angebracht, etwas Sport zu treiben, wenn man den Urlaub zu Hause verbringt. Wassersport in jeder Art sollte es in erster Linie sein. Aber auch ein sich langsam steigendes Training, vielleicht für das Sportabzeichen, kann einem daheim verbrachten Urlaub Inhalt und Ziel geben. Und solch ein Urlaub ist billig!

Es hat sich ja allmählich in Laienkreisen herumgesprochen, daß die meisten Menschen heutzutage an Krankheiten des Herzens und des Kreislaufes sterben und daß Erkrankungen oder Schäden an Herz und Kreislauf die

häufigste Ursache vorzeitigen Alterns und vorzeitiger Leistungsminderung sind.

Muß man das als unausweichliche Schicksalsfügung hinnehmen? Gibt es etwas, was wir dem entgegensetzen können? Als Arzt möchte ich das unter allen Umständen bejahen. Wer sich regelmäßig Bewegung macht, wer sich täglich mit der Trockenbürste massiert, wer täglich Kaltwasseranwendungen macht in der einfachen Art, wie der Pfarrer Kneipp sie angegeben hat, der tut schon sehr viel für seinen Kreislauf und beugt vor. Sollte ein Urlaub, ein Urlaub daheim oder in der Fremde, nicht für solche vorbeugenden Anwendungen genutzt werden? Und sollten wir nicht versuchen, gerade im Urlaub den übermäßigen Gebrauch von Genußmitteln, die das Herz und den Kreislauf bedrohen, einzuschränken?

Ich glaube schon, daß eine sinnvolle Vorbereitung und Gestaltung des Urlaubs dazu angetan sind, die so häufig vom Arzt beobachteten Urlaubsschäden zu vermeiden. Wenn wir uns in etwa an das halten, was ich zuvor gesagt habe, dann können wir gewiß genügend Kräfte sammeln, die der Alltag ja von jedem Menschen in unserer von der Technik und von der Industrie geprägten Gegenwart fordert.

Auch für die Urlaubsgestaltung gilt die alte Weisheit: „Vorbeugen ist besser als heilen.“
Dr. Schauwecker

WIR FAHREN IERHOLUNG



Die Sozialabteilung, Büro für Veranstaltungen und Erholung, richtet auch in diesem Jahr 14tägige Erholungskuren für solche Belegschaftsmitglieder aus, die dem Werk seit mindestens drei Jahren angehören und von ihrem Betriebsrat in Verbindung mit dem Betriebschef ein Antragsformular erhalten haben. Hier gelten die nachstehend bekanntgegebenen

Richtlinien für die Gewährung von Erholungskuren 1960

I. Vertragspensionen

1.

Einen kostenfreien Erholungsaufenthalt können — nach Feststellung der Erholungsbedürftigkeit durch den Werksarzt — auf Antrag erhalten:

a) für 14 Tage

Belegschaftsmitglieder, die bei Kurbeginn mindestens 3 Jahre beim Werk sind und das 18. Lebensjahr vollendet haben.

b) für 21 Tage

Belegschaftsmitglieder, die im Jahre 1960 ihr 40jähriges Dienstjubiläum begehen, Belegschaftsmitglieder, die eine Werkszugehörigkeit von mehr als 40 Jahren nachweisen können (Werkseintritt in der Zeit vom 1. Januar 1911 bis 31. Dezember 1919) und ein Antragsformular erhalten haben.

In vorstehenden Fällen wird der Tarifurlaub auf die Dauer des Erholungsaufenthaltes angerechnet.

c) für 28 Tage mit Ehefrau

Belegschaftsmitglieder, die im Jahre 1960 ihr 50jähriges Dienstjubiläum begehen, jedoch ohne Anrechnung auf den Tarifurlaub.

d) für 14 Tage mit Ehefrau

Belegschaftsmitglieder, die 51 Jahre dem Werk angehören, letztmalig, wobei der Tarifurlaub angerechnet wird.

2.

Angehörige können zu gleichen Bedingungen auf eigene Kosten mitgenommen werden, wenn dies in den Anträgen vermerkt ist. Spätere Anmeldungen können nur bedingt berücksichtigt werden.

3.

Die Hin- und Rückfahrt erfolgt in Omnibussen gegen Entrichtung des Fahrpreises. Die Höhe des Fahrpreises je Person ist auf den Antragsformularen vermerkt.

II. Pensionen nach freier Wahl

Für Belegschaftsmitglieder, die an Stelle unserer Vertragspensionen ihr Erholungsgebiet und ihre Pension selbst suchen wollen, gelten zusätzlich folgende Bedingungen:

1.

Der Erholungsort muß mindestens 50 km von Dortmund entfernt sein.

2.

Der Aufenthalt am Erholungsort muß bei einer Kur von 14 Tagen mindestens 12 Tage und bei einer Kur von 21 Tagen mindestens 18 Tage betragen.

3.

Kosten für Gesellschafts- und Besichtigungsfahrten werden nicht übernommen. Ebenso nicht die Kosten des Aufenthaltes auf „Campingplätzen“.

4.

Anerkannt werden nur Rechnungen von behördlich zugelassenen Pensionen bzw. Pensionsgasthäusern.

In der Rechnung müssen Ort, Zeit, Aufenthaltsdauer und Pensionspreis vermerkt sein.

5.

Jeder Kurteilnehmer erhält einen Gutschein über den von uns zu übernehmenden Betrag ausgehändigt. Dieser Gutschein wird vom Pensionsinhaber ausgefüllt und ist nach Beendigung der Kur zwecks Überweisung des Betrages an die Sozialabteilung der Hoesch Aktiengesellschaft Westfalenhütte zu senden. Erfolgt die Anmeldung der Erholungskur bei einem Reisebüro, ist eine Bescheinigung über Reiseziel und Aufenthaltsdauer vorzulegen. Die Übernahme der anteiligen Kosten wird nach Richtigbefund von uns bestätigt und der Betrag nach Rechnungserhalt überwiesen.

6.

Wir weisen besonders darauf hin, daß 4 Wochen vor dem Reisetermin eine Rücksprache mit dem Büro für Veranstaltungen und Erholung erforderlich ist.

7.

Die Übertragung von Erholungskuren auf ein anderes Belegschaftsmitglied kann nur mit Zustimmung des Betriebsrates in Verbindung mit dem Betriebs- bzw. Abteilungsleiter erfolgen.

Belegschaftsmitglieder, die in diesem Jahr keinen Anspruch auf eine freie Erholungskur haben, können mit ihren Familienangehörigen auf eigene Kosten ebenso Aufnahme in Hüttenpensionen finden. Rechtzeitige Anmeldung ist im eigenen Interesse erwünscht.

Ohne Gewähr werden auf Wunsch auch Vermittlungen in freie Pensionen getätigt. Wer sich erholen will, sollte in jedem Falle Rat und Auskunft beim zuständigen Büro für Veranstaltungen und Erholung der Sozialabteilung einholen.

VERSAMMLUNG UNSERER VERTRAUENSLEUTE

Nach der Eröffnung der gutbesuchten Versammlung durch den Vorsitzenden Norbert Albersmeier, der einleitend der verstorbenen Kollegen und insbesondere der tödlich Verunglückten gedachte, sprach Arbeitsdirektor Walter Hölkeskamp.

Er erklärte einleitend, daß er gern die Gelegenheit benutzt habe, um sich den Vertrauensleuten vorzustellen. Er sei zwar offiziell seit dem 1. Januar verantwortlich im Direktorium der Westfalenhütte als Arbeitsdirektor, habe aber bereits im Dezember Gelegenheit gehabt, zusammen mit dem früheren Arbeitsdirektor Alfred Berndsen und unter dessen Leitung die

Grundzüge und Zusammenhänge in der Hütte, vor allem auch im sozialen Bereich, kennenzulernen. Er sei ihm dafür besonders dankbar.

Arbeitsdirektor Hölkeskamp beschäftigte sich eingehend mit der Lage bei Stahl und Kohle; die Darlegungen waren um so instruktiver, als er sie aus seiner Sicht und Kenntnis als Mitglied des Beratenden Ausschusses der Montanunion fundierte.

Zum Abschluß seiner Ausführungen ging Arbeitsdirektor Hölkeskamp auf die

Arbeitszeitregelung

ein. Die kontinuierliche Arbeitsweise be-

treffe bekanntlich alle Hütten an der Ruhr. Zur Zeit würde auf Grund einer Ausnahmegenehmigung 42 Stunden in einem kontinuierlichen System gearbeitet. Schon seit über zwei Jahren schwebten zwar im Bundesarbeitsministerium Überlegungen auf Erstellung einer neuen Bundesratsbekanntmachung, die die alte von 1895 ablösen solle, doch seien die Arbeiten in Bonn leider immer noch nicht abgeschlossen.

Die Ausnahmegenehmigung des Landesarbeitsministers ende am 30. April. Wenn eine Entscheidung der Bundesregierung bis zu diesem Zeitpunkt nicht gefällt sei, wäre eine Verlängerung durch den Lan-



Von links: Arbeitsdirektor Hölkeskamp, Norbert Albersmeier, Walter Adelt, 1. Bevollmächtigter der IG Metall Karl-Heinz Troche, 2. Bevollmächtigter Wilhelm Ahlmann, Schriftführer Karl Hünecke



Die Vertrauensleute . . .

. . . waren aufmerksame Zuhörer



desarbeitsminister notwendig. Er mache keinen Hehl daraus, daß, wenn die kontinuierliche Arbeitsweise und mit ihr die 42-Stunden-Woche gefährdet sei, eine schwierige Lage entstehen werde.

Vertrauensleute-Wahlen

Der Vorsitzende der Vertrauensleute, Norbert Albersmeier, gab einen Überblick über die von den Vertrauensleuten in den letzten zwei Jahren geleistete Arbeit, insbesondere über die des Vorstandes der Vertrauensleute, und nahm zu einigen aktuellen Fragen Stellung. Er dankte allen für die gute und erfolgreiche Zusammenarbeit.

Hinsichtlich der in Kürze anlaufenden Vertrauensleute-Wahlen betonte er, daß die Übernahme der Funktion als Vertrauensmann nicht leicht sei. Trotzdem appellierte er an alle, sich für die Wahl zur Verfügung zu stellen.

Fige ausgeschieden

Betriebsratsvorsitzender Albert Pfeiffer gab folgende Erklärung der Betriebsvertretung ab:

„Willi Fige, Mitglied des Beirates und des Betriebsrates der Hoesch Aktiengesellschaft Westfalenhütte, Dortmund, erklärte in der Betriebsratssitzung am 7. Januar 1960, daß ihm bei der Durchführung der Jugendlageraktion Caorle (Italien), die er im Auftrage der Direktion der Westfalenhütte abgewickelt habe, Unkorrektheiten unterlaufen seien. Er sei sich darüber im klaren, daß seine damit im Zusammenhang stehende Handlungsweise nicht gerechtfertigt war und von dem Betriebsrat der Westfalenhütte nicht gebilligt werden konnte.

Der Gesamtbetriebsrat nahm die Erklärung an.

Auf Grund dieses Tatbestandes hat Willi Fige auf Veranlassung des 1. und 2. Vorsitzenden des Betriebsrates der Hoesch Aktiengesellschaft Westfalenhütte seine Wahlämter als Beirats- und Betriebsratsmitglied niedergelegt.

Ferner ist Willi Fige in gegenseitigem Einverständnis aus den Diensten der Hoesch Aktiengesellschaft Westfalenhütte ausgeschieden.

Ein finanzieller Schaden ist weder der Belegschaft noch dem Werk entstanden.“

Es geht um die Mieten

Unsere Abteilung Wohnungswirtschaft teilt mit:

Im Laufe des Monats Januar ging allen Mietern unserer werkseigenen Wohnungen ein Schreiben unserer Gesellschaft zu.

Das Schreiben — im amtlichen Behördendeutsch — gab Kenntnis von einem Antrag auf Anhebung der jetzigen Mieten an die ortsübliche Miethöhe.

Was bedeutet nun diese Mitteilung für unsere Mieter, und welche Umstände haben zu diesem Schritt geführt?

Am 1. August 1955 trat das vom Bundestag verabschiedete 1. Bundesmietengesetz in Kraft, das den Vermietern eine begrenzte Erhöhung der bis dahin unter Preisstopp liegenden Altbauwohnungen erlaubt.

Die wesentlich gestiegenen Unterhaltskosten für die Altbauwohnungen waren Grund für den Bundestag, die neue Höchstmiete gesetzlich festzulegen.

Der gesamte Ruhrbergbau und die Mitgliedswerke der Wirtschaftsvereinigung Eisen- und Stahlindustrie beschlossen, von der Erhöhung der Mieten bei ihrem eigenen Wohnungsbesitz Gebrauch zu machen.

Da das Mietniveau in unseren werkseigenen Wohnungen sehr unterschiedlich war und die Mieten unter der ortsüblichen Miete lagen, war es erforderlich, einen Antrag bei der zuständigen Preisbehörde bis zum Ende des Jahres 1955 zu stellen. Dieser Antrag, der in der Abschrift dem Schreiben der Hütte beigelegt war, wurde am 27. Dezember 1955 eingereicht.

Aus sozialen Erwägungen wurde aber von der weiteren Durchführung und damit von einer Mietpreiserhöhung für die 1100 Werkwohnungen bisher Abstand genommen.

Wenn nun 4 Jahre später doch zu einer Mieterhöhung geschritten werden muß, so sind hierfür die Unterhaltskosten für den werkseigenen Wohnungsbesitz, die einen von Jahr zu Jahr steigenden werkseitigen Zuschuß erfordern, maßgebend gewesen.

Wenn man bedenkt, daß diese Zuschüsse nur indirekt dem Teil der Belegschaft zugute kommen, der zufällig das Glück hat, eine werkseigene Altbauwohnung zu besitzen, so dürfte hier eine Ungerechtigkeit gegenüber den Belegschaftsangehörigen vorliegen, die anderweitig eine Wohnung gemietet haben, und das ist die Mehrzahl unserer Werksangehörigen.

Die Preisbehörde ist deshalb nunmehr von uns gebeten worden, die bereits im Jahre 1955 beantragte Neufestsetzung der Mieten vorzunehmen.

Der Preisbehörde sind hierfür von seiten der Abteilung Wohnungswirtschaft sämtliche Unterlagen, die für eine einwandfreie Mietpreisbildung erforderlich sind, zur Verfügung gestellt worden.

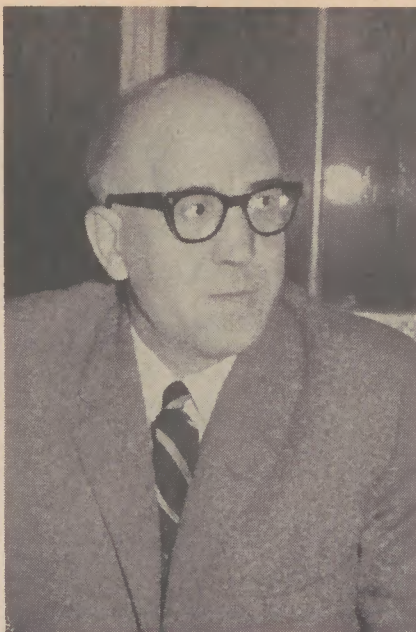
Als neutrale Stelle wird die Preisbehörde von sich aus die gesetzlich zulässigen Mieten ermitteln und uns mitteilen.

Diese von der Preisbehörde ermittelten Mieten werden Grundlage der dann neu zu schließenden Mietverträge zwischen der Westfalenhütte und unseren Mietern bilden. Um aber alle sozialen Härten zu vermeiden und besonderen, nicht in der Mietpreisfestsetzung durch die Preisbehörde beachteten Umständen in jeder Form Rechnung zu tragen, wird dann eine noch zu bildende Kommission gewisse Abschläge, die bis zu 30% der Miete betragen dürfen, festzulegen haben.

Die Miete darf die untere Grenze von 0,60 DM/qm nicht unterschreiten.

Die Bearbeitung unserer Anträge durch die Preisbehörde wird wahrscheinlich einige Wochen in Anspruch nehmen, so daß mit der effektiven Erhöhung der Mieten nicht vor April des Jahres zu rechnen sein wird.

Aus dem Betriebs- rat



Heinrich Jeske, nachgerückt



Walter Jendhoff, neu im Betriebsrats- und Wirtschaftsausschuß

Infolge des Ausscheidens des früheren Betriebsratsmitgliedes Fige rückte Albert Schachten, Martinwerk, in den Betriebsrat nach. Er übernimmt als Betreuungsbereiche die Waggonwerkstatt und die Sport- und Erholungsanlagen.

Zum Schriftführer des Betriebsrates wurde Bernhard Bröckelmann, Kaliberwalzwerke, gewählt, der jetzt auch Mitglied des Gemeinschafts- und Lehrlingsausschusses ist. Da Bröckelmann gleichzeitig

aus der Lohnkommission ausscheidet, wurde für ihn Helmut Wolf gewählt.

Zum Mitglied des erweiterten Betriebsrats- und des Wirtschaftsausschusses wurde Walter Jendhoff, Kaliberwalzwerke, gewählt.

Wegen Versetzung ist Helmut Janfeld als Betriebsratsmitglied ausgeschieden. An seine Stelle tritt Heinrich Jeske, Kaltwalzwerk.

Bernhard Bröckelmann, neuer Schriftführer



Albert Schachten, nachgerückt



PLANUNG IM

REPARATURBEREICH



Organisator Günter Neugebauer weihet seine Hörer in den Gebrauch der in vieler Hinsicht „planmäßig“ konstruierten Plantafel ein

Plantafel,

Umdrucker,

Minifon und Lochkarte

helfen organisieren

„Ich kann mir nicht helfen, Anton: Viel mehr noch als all diese raffinierten optischen und akustischen Organisationsmittel wie Plantafeln, Umdrucker und Minifon hat mir die ‚Objekts-Registratur‘ imponiert. Das alles beieinander zu haben, was alle unmittelbar und mittelbar beteiligten Stellen zu der ‚Anlage‘ gesagt haben, sagen oder noch sagen werden, gewissermaßen in Tagebuchform, griffig, handlich ‚verpackt‘, das ermöglicht wirklich eine ‚lückenlose Beobachtung‘. Hast du gehört, wie er gesagt hat, daß sie acht Wochen lang an der Frage herumgeknobelt haben, wie sie Pläne und Zeichnungen auch noch in die Hängemappe ‚reinkriegten? Einfacher geht's doch nicht! Und mehr ‚Ausagefähigkeit‘ kann man von einem Aktenstück wirklich nicht verlangen. Weißt du, wie ich mir vorkomme, seit ich ‚nach Einsichtnahme‘ die anmontierte Gummischnur wieder drübergestreift habe? Wie'n Kriminalkommissar! ‚Lassen Sie die Akte XYZ aus der Registratur kommen, Inspektor! Ich glaube, da eine Spur gefunden zu haben, eine Spur‘ ...“

„Du spinnst, Heini. Aber wenn

die Stunde des Organisators

dir dazu verhilft, die Lektüre der zu einer Reparatur nötigen Karte, Scheine und Pläne mit dem gleichen Interesse zu betreiben, mit dem du einen Kriminalroman verschlingst, dann ist das, was die Abteilung Organisation mit der Vorführung neuer, ‚eleganter‘ Organisationsmittel bei Technikern und Kaufleuten erreichen will, bei dir bereits zum Bomben- und Supererfolg geworden. Wenn es dir gelingt, deinen Chef gleichermaßen für ‚Planung durch optische Darstellung‘ zu begeistern, dann ist mir für deine Karriere nicht bange.

Aber das laß dir gesagt sein, Herr künftiger Bürovorsteher: Die Arbeit der Umorganisation bleibt an dir hängen, und die ist nicht von Pappel!“ — „Weiß ich, weiß ich, du Neidhammel. Das hat der Vortragende — Organisator Günter Neugebauer aus der Abteilung Organisation — ja ausdrücklich gesagt. Die Umstellung macht Mühe (aber Spaß, mein Lieber!), aber dann

schaft man mit Plantafel in einer Stunde, was sonst drei bis vier Stunden dauert.“

Der Weg, auf dem wir Anton und Heini belauschen konnten, war nur kurz. Er führte von der Versuchsanstalt bis zum Walzwerksbüro, mitten durch dichtes Schneegestöber, das ihnen der Nordostwind um die Köpfe blies. So wie diese beiden befanden sich auch Hans und Heinz, Emil und Werner, Fritz und Franz auf dem Rückweg in ihre mehr oder weniger nah gelegenen Betriebsbüros — aus jedem Betrieb immer ein Kaufmann und ein Techniker, vor einigen Monaten abgestellt zum Besuch einer Vorführungsfolge von modernen Organisationsmitteln, die den Geschäftsablauf beschleunigen, die Arbeit rationalisieren und damit erleichtern sollen.

Man würde sich die — kostspielige — Mühe nicht machen, eine neue Methode der optischen Darstellung des Auftragsbestandes (als Beispiel) statt des allzu kompliziert und zeitraubend gewordenen Umgangs mit der „Zahl“ den Vertretern der Betriebe nahezubringen, wenn die neue Arbeitsweise nicht schon im Hüttenbereich mit durchschlagendem Erfolg ausprobiert worden wäre.

„Das Probepferd war die Bauabteilung“,

sagte Organisator Neugebauer, der Teile der schon seit einem Jahr in der Bauabteilung genommenen Plantafel mit den dazugehörigen „Arbeitsstammkarten“ als neue Form des Auftragsbuches von Anno Tobak vorführte. Die Bauabteilung schien mit ihren über 1600 Reparaturaufträgen im Monat wie geschaffen zur Erprobung eines neuen, vereinfachenden, der Lochkartenmethode angegliederten Systems: Wenn die Plantafel sich da bewährte, wo

aus allen Betrieben Reparaturaufträge für alle Sparten über, auf und unter der Erde anfallen, dann muß sie sich für alle anderen Betriebe auch eignen, die planen müssen, und welcher Betrieb tut das nicht? Die organisatorische Umstellung, die mit der Anschaffung neuzeitlicher Materialien verbunden ist, kostet natürlich eine Stange Geld. Da eines ihrer Hauptziele aber ist,

Kosten zu steuern und damit insgesamt zu senken,

ist das investierte Kapital sehr bald wieder herausgewirtschaftet. Der arbeitserleichternde, sparende und psychologische Wert der Plantafel liegt in der Übersichtlichkeit, die sie ermöglicht. In ihre schier unzähligen, nach genau ausgeknobelten Plänen angeordneten Kunststoffaschen lassen sich alle anfallenden Betriebsaufträge (bis zu 2000) in jedem Bearbeitungsstadium neben- und untereinander so ordnen, daß jeder Sachbearbeiter sein Gebiet vollständig vor sich „ausgebreitet“ sieht und der Chef nach den für die einzelnen Sachbearbeiter gültigen Farben in jedem Augenblick prüfen kann, wie es wo steht und wo gerade was fehlt. Weil sie eine

termin- und wertgerechte Planung

auch auf weite Sicht (bis zu drei Jahren im voraus) ermöglicht, haben die Meister in den Betrieben der Bauabteilung, der elektrotechnischen Abteilung und der mechanischen Werkstatt die Plantafel bereits als „elegantes und zeitsparendes“, auch die Nerven schonendes Organisationsmittel schätzengelernet. Ob es sich um eine verplante Reparatur handelt oder um eine jede Planung durchbrechende Störung, mit der ja überall zu jeder Zeit gerechnet werden muß, um eine durch Unfall verursachte Betriebsstörung, für alles hat die Plantafel Platz, alles wird unmißverständlich gekennzeichnet und in seinem Ablauf Schritt für Schritt verfolgt.

Eine Fülle von Aussagen bei geringstem Aufwand

gewinnt, wer sich und seinen Betrieb der Plantafel verschreibt. Der großen, die vielleicht eine ganze Wand füllt, oder der kleinen, in Form der Staffelsichtkartei, die, auf dem Schreibtisch liegend, Sondergebiete sozusagen selbständig bearbeiten kann, wenn man nur die in ihr steckenden Karten in der nötigen Bewegung hält. Die Karten bewegen bedeutet: zwischen den drei Sparten „noch nicht begonnen“, „begonnen“, „fertig“ die entsprechenden Auswechselungen vorzunehmen, die Lochkarten auszeichnen, stempeln, mit Reitern, Farben oder „Wertstrahlen“ versehen, sie mit der elektrischen Schreibmaschine beschriften, die Matrizen durch den „Umdrucker“ jagen, gegebenenfalls auch in Stichworten draufschreiben, was das Minifon diktiert hat.

Das Minifon? Das ist aus einem modern geführten Reparatur- und Wartungsbetriebsbüro überhaupt nicht mehr wegzudenken. Für den „Wartungsmann“, der als Verantwortlicher die Arbeitsstellen begeht, jedenfalls nicht. Soll der sich vielleicht umständlich den Notizblock aus der Tasche fummeln, wenn ihm was Wichtiges, zu Erledigendes, zu Änderndes, Anzufügendes auffällt? Sich darüber ärgern, daß es der Kugelschreiber bei Kälte nicht tut, oder Gefahr laufen, daß der Regen ihm das Geschriebene auswischt? Oder soll er den ganzen Tag seine Sekretärin mit sich herumschleppen, um ihr für den Fall der Fälle im Gedächtnis zu Behaltendes anzusagen? Nichts von alledem!

Er soll sich seine Sekretärin um den Hals hängen!

Dazu ist das Minifon da. Das ist das Minifon: die Sekretärin in der Westentasche, das Gerät, in das man an Ort und Stelle hineinsprechen, hineingrollen, wettern und

Kaufleute und Techniker als Abgesandte aller Betriebe zeigen sich sehr aufgeschlossen für moderne Organisationsmittel



sogar fluchen darf, ohne daß sich ein Ohr dadurch beleidigt fühlt. Wenn man's nachher bei Fräulein Gabriele abgibt, damit sie das Diktat durch einen winzigen, gold und elfenbeinernen Lautsprecher in die elektrische Schreibmaschine überträgt, kann man ja vorsichtshalber dazusagen: „Die Verdammichs und dann von Mordschweinerei ab, das brauchen Sie nicht mitzuschreiben.“

„Objektsregistratur“ beigefaltet, mögen als Erläuterung genügen, wenn die planmäßig ergänzte „Arbeitsstammkarte“ alle Angaben macht.

Mit dem neuen Formulartyp

wird jeder Teilnehmer an dem Organisationskursus dadurch vertraut, daß er einen Hefter mit einem durch alle Phasen geführten Beispiel samt allen Karten und



Plantafel in kleiner und großer Ausgabe, „Objektsregistratur“ und Minifon (ganz rechts vorn) werden nach dem Vortrag von nah betrachtet

Was zeitaufwendig ist und mühevoll, was als Methode einen Bart hat, was über das hinausgeht, was — psychologischen Untersuchungen zufolge — das menschliche Gehirn an Zahlen zu fassen vermag, was unübersichtlich ist und damit aufzuwendende Kosten unliebsam steigern könnte, was verplant wird und was die Planungen stört — alles das kann mit Hilfe moderner Büromittel „automatisch sichtbar“, klärbar, übersehbar und gegebenenfalls abstellbar gemacht werden. In einer ganzen Reihe von Fällen wird die Erläuterung von Zahlenangaben durch graphische Darstellungen (die Mühe und Zeit kosten) einfach wegfallen können. Wenige Pläne, der eingangs erwähnten

Farben hat, auf den im Verfolg der Vortragsstunden immer wieder erläuternd zurückgegriffen wird. So gleitet man ohne viel Mühe in eine neue Arbeitsvorstellungswelt hinein. Man zeigt die Mappe den Mitarbeitern. Wenn man sich schon etwas sicherer in der ungewohnten Ausdruckstechnik fühlt, wird man einer „vorgesetzten Behörde“ einen mit interessanten Ausdrücken gewürzten Lockvortrag halten — und eines Tages erlebt man vielleicht, daß sich der Chef persönlich mit der Organisationsabteilung unterhalten möchte:

„Meinen Sie nicht, daß die neue Methode auch was für uns wäre?“

Dann mag man sich wieder wundern,

wenn es mit den Entschlüssen lange dauert, viel länger, als man es je für möglich gehalten hätte! Aber wenn man dann — als „Sachverständiger“ — mal hinzugezogen wird zu den Beratungen, dann sieht man selber ein, daß jeder Schritt, den ein Betrieb in Richtung Neuland tut, reiflich überlegt werden will. Es geht ja nicht um eine generelle Einführung moderner Organisationsmittel, sondern das,

Daß unsere Betriebe Modernem aufgeschlossen sind,

erhellet schon aus der wachsenden Teilnehmerzahl: Zu Anfang nahmen an den Vortragsstunden, die ein- oder zweimal im Monat im Vorraum der Versuchsanstalt stattfinden, etwa fünfunddreißig Delegierte aus allen Betrieben teil. Heute sind es schon über fünfzig. Wer neu hinzukommt,



So schiebt man eine Lochkarte in den Umdrucker

was sich an organisationstechnisch möglicher Vielfalt hinter diesen Mitteln verbirgt, will so ausgewählt werden, daß es in jedem Falle für jeden Betrieb genau und speziell das richtige ist.

Da mag es manchen Betrieb geben, dessen Chef grundsätzlich gewonnen ist und sagt: „Gut — aber klein anfangen!“, und manchen Neuerungswütigen, der dann, statt an einer vier Meter breiten Wand zu stehen, probenhalber einige Monate lang mit einer kleinen Flachsichtkartei zur Überwachung eines Einzelobjekts „herumfummeln“ muß, ehe für den ganzen Betrieb organisationstechnisch das Signal auf Grün gestellt wird ...

findet an Hand des „Lehrmaterials“ leicht den Anschluß. Alle Teilnehmer glauben dem knapp, klar und überzeugend vortragenden Organisator Neugebauer unbedenken, daß der Weg, den er ein Jahr lang mit der Bauabteilung und den anderen Reparaturwerkstätten eingeschlagen und verfolgt hat, „mühevoll, dornenvoll und durstig“ war. Allen leuchtet ein, daß für den Übergang auch eine Kombinationsmöglichkeit zwischen optischer und zahlenmäßiger Darstellung durch die Lochkartentechnik erwogen werden kann, und alle begreifen, daß sogar die Plantafel mit ihren ungeheuren Möglichkeiten eine Grenze hat — da nämlich, „wo man zuviel 'reinpacken will.'“



Hermann Köhling bei der Durchsicht der vielen Glückwunschschriften

Hermann Köhling

Das silberne Dienstjubiläum eines leitenden Angestellten ist schon etwas: Sein Ausbildungsgang währt lange, und er läßt sich später durchweg bei anderen Firmen „den Wind um die Nase wehen“.

So war Hermann Köhling, Geschäftsführer unserer Gemeinsamen Betriebskrankenkasse — er wurde am 25. Februar 1899 in Minden geboren —, nach dem Abitur zunächst einmal Kriegsteilnehmer im ersten Weltkrieg. Nach Abschluß seiner Ausbildungszeit war er elf Jahre Geschäftsführer einer Betriebskrankenkasse in Lübbecke. Die Geschäftsführung unserer Betriebskrankenkasse übernahm er am 1. Januar 1935. In dieser Tätigkeit, die durch Kriegsteilnahme von 1939 bis 1945 unterbrochen wurde, leistete er viele und anerkannte Mitarbeit in verschiedenen Kommissionen des Bundes- und Landesverbandes der Betriebskrankenkassen, der Arbeitsgemeinschaft Dortmunder Betriebskrankenkassen und der Arbeitsgemeinschaft Dortmunder Krankenkassen. Mehrere Jahre

war er auch Mitglied des Prüfungsausschusses beim Oberversicherungsamt Arnsberg in Dortmund.

In einer Feierstunde würdigten u. a. Arbeitsdirektor Walter Hölkeskamp, der frühere Arbeitsdirektor Alfred Berndsen, der Vorsitzende der Betriebskrankenkasse war, stellvertretender Vorsitzender unserer Betriebskrankenkasse Albert Pfeiffer, Amtmann Röttger vom Versicherungsamt Dortmund als Vertreter der Aufsichtsbehörde, Oberinspektor Rieke als Vertreter der

Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft, Direktor Dr. Alexander vom Bundesverband der Betriebskrankenkassen, Geschäftsführer Frentrop von der Arbeitsgemeinschaft der Betriebskrankenkassen Dortmund und Umgebung die Verdienste unseres Geschäftsführers Köhling um die Krankenkassen und um das Wohl der Versicherten.

Viele Jahre noch, Hermann Köhling, in möglichst guter Gesundheit und ungebrochener Arbeitskraft!



Heinrich Engelbrecht

Runde 50 Jahre an einem Arbeitsplatz — das ist wahrlich eine Seltenheit. Heinrich Engelbrecht — am 21. September 1895 in Düsseldorf geboren — hat in der Telefonabteilung der Elektrotechnischen Abteilung geschafft. Damals, 1910, bestand diese Telefon-„Abteilung“ aus ganzen zwei Mann, denn damals, so erzählte uns der Jubilar, waren vielleicht 30 Telefonapparate in Betrieb. „Man muß sich immer wendig erhalten“, meint Heinrich Engelbrecht, der nicht

gerade groß ist — aber oho! Im ersten Weltkriege war er — bei der Figur! — Husar. Da lernte man Wendigkeit, auch wenn man in einer Nachrichtenabteilung „eine ruhige Kugel schob“. Und mit einer wendigen Kugel hält Heinrich Engelbrecht es noch heute: Sein Kegelklub „Bummelkugel“, Standquartier Gästehaus, zwingt ihn in jeder Woche mit „Gut Holz!“ zu rollendem Sport. Die zwölf Mitglieder des Klubs haben, so ergab eine kürzliche Ausrechnung, insgesamt 438 auf unserer Hütte

abgeleistete Dienstjahre auf dem Buckel. Das will was heißen. „So ab und zu in der Woche wird dann noch Skat gekloppt. Und da gehören ein paar Wacholderkes zu. Das hält jung. Und spiele oder kegele ich nicht, dann bin ich zu Hause am knüsten. Spezialität: Uhrenreparatur.“

Unserem Heinrich Engelbrecht, der sich allgemein großer Beliebtheit erfreut, wünschen wir noch möglichst viele schöne Jahre in Ruhe und Gesundheit.



DRITTE FOTOAUSSTELLUNG DER HAUPT- BÜCHEREI

In dem vor uns liegenden Frühjahr will die Hauptbücherei zum dritten Male eine Fotoausstellung ins Leben rufen, in der sie fotografische Arbeiten aus den Reihen unserer Westfalenhüttenbelegschaft zur Schau stellen will.

Wer soll sich an der Fotoausstellung beteiligen?

Es gibt kaum ein „Steckenpferd“, das sich einer solchen allgemeinen Beliebtheit erfreut wie die Amateurfotografie. Bei den verschiedensten Gelegenheiten können wir feststellen, daß unsere Belegschaft keine Ausnahme darin macht. Gewiß, der größte Teil aller, die eine Fotokamera besitzen, benutzt sie nur, um mit ihrer Hilfe Erinnerungsfotos für das eigene Fotoalbum zu schaffen. Aber die Zahl derer, für die das gute, das allgemein interessante Bild zum Ziel ihrer Freizeitbeschäftigung wird, wächst ständig. Der Gedanke liegt nahe, diese Fotoamateure, die echten Freunde der Fotografie, von Zeit zu Zeit einander näherzubringen, um ihnen im Leistungsvergleich den Anreiz

Wir möchten, daß sich möglichst alle Fotoamateure unserer Hütte und ihre Angehörigen beteiligen. Wir wenden uns dabei an die „alten Fuhrleute“ wie auch an die, die

zu besseren Fotos, zu einer sinnvolleren Betätigung zu geben.

Gewiß gibt es viele Fotoausstellungen, die den „alten Hasen“ in der Fotografie offenstehen. Aber selten wird dabei an die vielen Neulinge gedacht, die regelmäßig zu diesem Steckenpferd stoßen. Es ist unser Wunsch, diesen Fotojüngern die ersten Schritte in die Öffentlichkeit zu erleichtern, in eine Öffentlichkeit, die das richtige Gefühl für das Wort „Freizeitgestaltung“ besitzt. Wir glauben, daß eine solche Ausstellung „unter uns“ die richtigen Voraussetzungen schafft, um vielen unserer Fotojünger die anspornende Bestätigung zu geben, auf die sie sonst verzichten müssen. Und jedes Steckenpferd lebt ja von der Bestätigung!

Welche Art Bilder sollen ausgestellt werden?

Die Vielseitigkeit, die die Amateurfotografie bietet, soll sich in unserer Ausstellung niederschlagen. Jede Art fotografischer Arbeiten soll deshalb in ihr ihren Raum finden.

Wir erwarten also Papierbilder in Schwarzweiß und in Farbe, sei es als reine Fotos in jedweder Technik oder als Fotogramme, Diapositive in Schwarzweiß und in Farbe. Eine Einschränkung ist für jede öffentliche

dieses Steckenpferd noch nicht allzu lange reiten. Selbstverständlich soll unsere Ausstellung ein gewisses Niveau bilden. Doch wird darüber noch gesprochen.

Bilderausstellung unerlässlich: Die Bilder, die zur Ausstellung kommen, müssen allgemein interessant sein. Ausgesprochene Erinnerungsfotos, und mögen sie dem Autor noch so schön erscheinen, sagen einem größeren Kreis von Leuten meist nur wenig. Sie werden besser nicht ausgestellt. Daß Ausstellungsbilder zumindest keine groben technischen Fehler aufweisen sollen, ist selbstverständlich.

Wieviel Bilder können eingereicht werden?

Die Zahl der je Autor einzureichenden Bilder ist im Grundsatz nicht beschränkt. Es ist jedoch ein Gebot der Zweckmäßigkeit, die Qualität über die Quantität zu setzen. Ein gutes Bild hat Aussicht, ausgestellt zu werden, von drei mittelmäßigen Bildern kann man das nicht immer sagen. Der Preis, den man für eine ausstellungsreife Vergrößerung aufbringen muß, ver-

bietet es von selbst, kritiklos Bilder einzureichen. Man sollte auch nicht von den Ausstellern ein Urteil abverlangen, aus einer großen Zahl von Bildern die gerade noch geeigneten herauszusuchen. Die erste Kritik muß also schon beim Einreichenden liegen.

In diesem Zusammenhang ist noch ein Wort über

Bildreihen und Bildserien

angebracht. Die Erfahrungen der vorangegangenen Ausstellungen machen es erforderlich, darzulegen, was unter diesen Begriffen verstanden wird.

Eine Bildreihe schildert ein ablaufendes Geschehen, etwa wie ein „geraffter“ Film.

Man könnte eine Bildreihe als „Bildgeschichte“ bezeichnen. Die Schwierigkeit einer Bildreihe liegt darin, mit möglichst wenig Einzelbildern den Ablauf eines Geschehens in seinen wichtigsten Phasen anschaulich zu schildern. Für die richtige Zahl der Einzelbilder einer Reihe gibt es begreiflicherweise kein Rezept, aber mit weniger als drei Bildern läßt sich im allgemeinen kein Geschehensablauf schildern, und mehr als fünf Bilder lassen meist den Zusammenhang schlecht erkennen. Ein launiger Text, vielleicht sogar Verse — wenn sie gekonnt sind — können eine Bildreihe vorteilhaft würzen, wenn schon eine schlechte Bildreihe durch einen Text auch nicht gerettet werden kann.

Eine Bildserie stellt demgegenüber kein zusammenhängendes Geschehnis dar, sondern stellt ähnliche Motive (Beweggründe) nebeneinander. Hier ist kein zeitlicher Ablauf, der die einzelnen Bilder der Serie aneinanderreihet. Aber jedes Bild muß durch etwas Gemeinsames, das es mit den übrigen Bildern der Serie hat, seine Zugehörigkeit ausweisen. Bildserien werden

meist von Leuten gestaltet, die sich in irgendeiner Motivgruppe spezialisiert haben, also z. B. vorwiegend Blumen, Tiere oder ähnlich eingegrenzte Motive vorziehen. In bezug auf die Zahl der Einzelbilder einer Bildserie gilt ähnliches, wie bei den Bildreihen gesagt, wenn auch die Grenze nach oben nicht ganz so streng aufzufassen ist. Jedenfalls ergibt ein vollständiger Ur-

laubsfilm mit seinen zwanzig oder sechsunddreißig Einzelbildern weder eine erquickliche Bildreihe noch eine ansehnliche Bildserie. Auch die „Großkopfeten“ unter den Fotografen pflegen keine sechsunddreißig ausstellungsreife Bilder hintereinander fertigzubringen. Es gilt hier wie anderswo auch das Wort: In der Beschränkung zeigt sich der Meister.

Wie sollen

Ausstellungsbilder

eingereicht werden?

Formate

Die Erfahrung zeigt, daß ein Bild um so besser beurteilt werden kann und in der Wirkung gewinnt, wenn eine gewisse Mindestgröße nicht unterschritten wird. Für Einzelbilder liegt diese Mindestgröße etwa beim Papierformat 13×18 cm (größere Bilder wirken besser!), quadratische oder überschmale Bilder sollten das Papierformat 18×24 als Ausgangsformat haben, d. h., das quadratische Mindestformat ist 18×18 cm, und bei überschmalen

Bildern soll die längste Seite 24 cm betragen. Wir wissen, daß wir mit dieser Forderung eine Attacke gegen den Geldbeutel führen. Wir hoffen aber auch, daß sie sich günstig auswirken kann im Sinne einer gesunden Selbstkritik.

Diese Formate gelten nicht für Bildreihen und -serien. Der hier notwendige Zusammenhalt macht nicht so große Formate erforderlich. Hier soll 9×12 cm, oder bei quadratischen Einzelbildern 12×12 cm das kleinste Format sein.

Diapositive werden naturgemäß von diesen Formatforderungen nicht berührt. Dias, die vorgeführt werden sollen, müssen eingeglast 5×5 cm groß sein.

Aufmachung

Papierbilder sollen tunlichst „papierstark“ und unaufgezogen eingereicht werden; das Aufziehen auf Karton besorgt die Buchbinderei, und die Bilder werden nach der Ausstellung aufgezogen zurückgegeben. Diapositive müssen vorführungsfertig eingeglast sein. Dazu gehört auch — dem allgemeinen Gebrauch entsprechend —

eine Kennzeichnung, die es ohne Schwierigkeit erlaubt, während der Projektion die seitenrichtige und aufrechte Stellung des Bildes zu sichern.

Papieroberfläche

Bei „großen“ Ausstellungen wird im allgemeinen aus gutem Grund die Forderung gestellt, Papierbilder in der Papieroberfläche „weiß glänzend“ einzureichen. Wir wollen uns nicht sklavisch daran halten und auch abweichende Papieroberflächen zulassen, wo im Hinblick auf eine bessere Bildwirkung solche Abweichungen gerechtfertigt erscheinen.

Kennzeichnung

Jedes eingereichte Bild soll mit einem ausgefüllten Bildzettel versehen sein, der so angebracht ist, daß er beim Aufziehen des Bildes abgenommen werden kann, sich aber nicht unbeabsichtigt „verselbständigen“ kann. Bildzettel sind in der Ausleihe der Hauptbücherei erhältlich. Bei Diapositiven empfiehlt sich die Anbringung des Autorennamens mit Bleistift auf dem Rand.

Bis wann können

Bilder zur Ausstellung

abgeliefert werden?

Als Schlußtermin für die Abgabe wird der 18. März 1960, mittags 12 Uhr, festgesetzt. Bilder, die für die Ausstellung nicht verwendet werden können, gehen vor Beginn der Ausstellung an ihre Einsender zurück, ausgestellte Bilder sind etwa 14 Tage nach Schluß der Ausstellung wieder zurückgeliefert.

Der genaue Termin der Ausstellung kann aus technischen Gründen noch nicht festgelegt werden, liegt aber auf jeden Fall

im April 1960. Der Zeitpunkt wird noch durch Aushang bekanntgegeben.

Bewertung und Auswertung

Die Hauptbücherei behält sich vor, gute Bildleistungen wie in den Vorjahren mit Buchpreisen zu bedenken. Die Entscheidung über die Auswahl der auszustellenden und der auszuzeichnenden Bilder trifft ein Ausschuß, der sich wie folgt zusammensetzt:

je ein Vertreter der Hauptbücherei, des Büchereiausschusses und der Fotoabteilung der Westfalenhütte,

zwei Vertreter der Fotogemeinschaft Westfalia e. V. (im VDAV), die wie in den Vorjahren die technische Durchführung der Ausstellung übernommen hat.

Die Entscheidungen, die dieser Ausschuß trifft, können nicht angefochten werden.

Ferner gilt der Vorbehalt, daß die Hauptbücherei geeignet erscheinende Bilder in einer Bildbesprechung verwendet, die in der Werkzeitschrift „Westfalenhütte“ abgedruckt wird.

Die Hauptbücherei verpflichtet sich, die eingereichten Bilder mit der größtmöglichen Sorgfalt zu behandeln, bittet aber, Bilder und vor allem Diapositive ausreichend verpackt anzuliefern. Eine Haftung gegen Beschädigung oder Untergang der eingereichten Bilder wird nicht übernommen.

Unsere Wünsche

Wir erhoffen uns für die Ausstellung eine rege Beteiligung mit zahlreichen guten Bildern, mit denen wir das Niveau der Ausstellung von Jahr zu Jahr heben können. Allen Fotoamateuren wünschen wir viel Foto- und Dunkelkammerglück wie auch eine gute Hand bei der Auswahl der Bilder, die wir in den nächsten Tagen zu sehen hoffen.

Übrigens: Die Zeit bis zum Abgabetermin ist zwar noch reichlich, pflegt aber meist viel zu schnell zu verstreichen. Wer lange zögert, riskiert dabei, am letzten Tag den Termin zu verpassen.

Die Ausleihe der Hauptbücherei ist zur Annahme von Ausstellungsbildern gerüstet.

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

250 DM Durchschnittsprämie

Der Prüfungsausschuß für Verbesserungsvorschläge — er besteht aus den Betriebsleitern Mikulla, Joester, Freund und Sondermann als Ingenieure, Mertens von der Abteilung Organisation und den Betriebsratsmitgliedern Bröckelmann, Baukloh, Büttig, Wolf und Thiesbrummel — hat in seiner Dezembersitzung über 102 eingegangene Verbesserungsvorschläge befunden. 46 von ihnen wurden mit Prämien in einer Gesamthöhe von 13 900 DM belohnt. Die höchste Prämie für einen Vorschlag betrug 5000 DM. Die durchschnittliche Prämie erreicht immerhin noch 250 DM. 47 Anerkennungen — Beträge bis 40 DM — wurden ausgesprochen.

Das ist ein erfreuliches Ergebnis, zu dem auch wir allen Mitarbeitern unsere herzlichen Glückwünsche aussprechen.

Übrigens: Wo bleibt dein Verbesserungsvorschlag?

Erich Dey, Energiewirtschaft: Im Jahre 1949/50 begannen Versuche, die Durchgasung eines Hochofens mit Hilfe des Bochumer Meßschwertes zu überwachen. Die Versuche zogen sich über mehrere Jahre hin. Die Anfangsschwierigkeiten lagen hauptsächlich in der Entstaubung des zu messenden Gases und der Leitungsführung zu den Monogeräten. Im Zuge der Erprobung verschiedener Gasfilter war ein keramischer Filtereinsatz am besten zu verwenden. Als Vorschlag wurde nun zu dem käuflichen Filtereinsatz ein Einsatztopf angefertigt, in welchem der Filtereinsatz leicht auswechselbar war und gute Meßergebnisse über einen längeren Zeitraum erzielt worden. Die gute Entstaubung ermöglichte nun, die Gaszuführung zu den Meßgeräten in Monoflex zu verlegen und die Wartung der Meßschwerter zu vereinfachen.

Rudolf Engel, Steinfabrik: Der Verbesserungsvorschlag über Kugellager für Verschleißring und Dornspitze am Dorn der Trichterpresse hat sich als gut erwiesen. Der Verschleiß an der bisher versuchten Trichterform für die Trichterpresse in der Steinfabrik ist geringer, die Haltbarkeit erhöht worden. Ein Überblick über Einsparungen kann erst nach längerer Erprobung gegeben werden. Durch den Vorschlag ergaben sich neue Möglichkeiten für die Verwendung rotierender Teile bei der Formgebung.

Jubilare Februar 1960

50

PAUL WILLDAU

M.A.-Walzwerke

40

ALFONS KAMROWSKI

Kaliberwalzwerke

FRANZ MEYER

Elektrotechn. Abt.

WALTER HUFENBACH

Thomaswerk

WILHELM HENGSTMANN

Mech. Werkstätten

OTTO SCHRADER

Thomaswerk

KARL IBEL

M.A.-Kessel

WILHELM PIWODDA

Breitbandwalzwerk

FERDINAND RÜTHERS

Lehrwerkstatt

JAKOB WEIHE

Betriebswirtschaft

25

BRUNO POLTORAK

Eisenbahnbetrieb

GUSTAV KRUSE

Kaliberwalzwerke

GÜNTHER PETERSSEN

Betr.-Rech.-Wesen

ERNA HORSTKOTTE

Gehälterkasse



Verdienstvolle Mitarbeiter

Willi Malmede, Martinwerk I/II: Bei dem ersten Vorschlag ist ein Gerät angefertigt worden, das sowohl vom Gabelstapler, der die Baustoffe auf Paletten zu den Ofen bringt, als auch vom Chargierkran transportiert werden kann. Hierdurch wird eine sonst übliche Behinderung der anderen Chargierkräne vermieden. Dieser Vorschlag ist als sehr gut zu bewerten. Auch der zweite Vorschlag wird durchgeführt, allerdings in etwas abgeänderter Form. Hierbei werden die Paletten auf einen Plateauwagen gesetzt, der dann nicht nur vom Hubstapler be- und entladen werden kann, sondern auch vom Chargierkran.

Josef Ahrens, Energiewirtschaft: Durch die Änderung der Kurvenscheibe an etwa 200 Ringwaagen ist jetzt eine genauere Messung der Gas- und Luftmengen möglich. Früher mußten diese Waagen mindestens zweimal wöchentlich in bezug auf Nullstellung kontrolliert und korrigiert werden. Diese Kontrollarbeit fällt jetzt praktisch fort.

Jakob Buch, Maschinenabteilung Stahlwerk: Durch das Anbringen von Führungsleisten an den Brammen und einem Nocken an den Ofentüren ist gewährleistet, daß die Ofentüren in geschlossenem Zustand fest an dem Türkühlrahmen anliegen. Diese Anordnung hat den Vorteil geringen Wärmeverlustes, und die Ofentüren brennen nicht so schnell durch. Die Führungsleisten sind an Ofen 21, Martinwerk II, angebracht worden und sollen auch an den anderen Ofen angebracht werden.

Karl-Heinz Gründler, Schlosserei Herbst: Die Deckel an den Schleuderwerken der Entzunderungsmaschine Zuricherei I, die sehr stark von den Stahlkörnern angegriffen werden, sind jetzt durch gehärtete Deckel ersetzt worden. Hierdurch werden jährlich etwa 250 Störungsstunden eingespart.

Fritz Schlüter, Schlosserei Herbst: Früher wurden etwa 3 kg schwere Spannbacken für die Torstahlmaschinen von einer Stahlfirma bezogen. Durch den Vorschlag brauchen wir in Zukunft nur ein kleines Einsatzstück zu ersetzen, während der Hauptteil wesentlich längere Zeit brauchbar bleibt.





Priel im Watt

TUPFEN

IM

MEER

Kleine Tupfen im Meer, Wiesengrün und Himmel, aufstiebende Wolken von Seevögeln, Schafe, ein paar Kühe, gelegentlich ein Pferd, rethgedeckte Häuser, Stege, die über Wasserläufe führen, und ringsum das Watt, eine der eigenartigsten und urtümlichsten Landschaften unseres Kontinents, einsam und unberührt, fast wie am ersten Schöpfungstage — das ist die Welt der Halligen. Man begreift sie nicht gleich, denn sie ist von jener herben Schönheit, an die man sich erst herantasten muß mit Augen, die sehen wollen, die aber dann voll aufblüht, von innen her leuchtet und beschenkt. Vor allem in der Zeit, da die Nordweststürme zur Ruhe gegangen sind, der Sommer kurz vor seiner Vollendung steht und unter einem tiefblauen Himmel die Luft über dem geheimnisvoll rauschenden, knisternden und leise singenden Watt flimmert, die Küste nur ein schwacher, hingehauchter Strich ist und die einzelnen Halligen in der Ferne einer Fata Morgana gleich über dem spiegelnden Wattenraum zu schwimmen scheinen.

Doch der Sommer mit seinen sonnendurchfluteten Tagen, in denen ein sanfter Wind über den federnden Grasteppich und die bläulichvioletten Wiesenstrandnelken der Halligen weht, ist nur kurz. Es kommen die Herbststürme, und es folgt der Winter mit seinem harten, entbehrungsreichen Leben, die Zeit, in der die Halligbewohner oft wochenlang von jeder Verbindung mit dem Festland abgeschnitten sind, die Fluten steigen und das Eis sich um die Tupfen im Meer unerbittlich türmt.

Natürlich hat unsere Zeit auch vor dem Halligleben nicht haltgemacht. Es ist nicht mehr so schwer und gefährlich wie in vergangenen Jahrhunderten, steht aber immer noch unter dem strengen Gesetz der Natur und verläuft in einem Jahresrhythmus, der von den Bedingungen der Umwelt diktiert wird.

Der Haupterwerbszweig der Halligbewohner ist die Viehzucht. Getreide wird fast überhaupt nicht angebaut. Der karge Boden gestattet in der Hauptsache nur die Schafzucht. Daneben werden auch einige Kühe gehalten. Die Schafe bleiben im Winter und Sommer draußen, müssen allerdings im Winter zusätzlich gefüttert werden.

Das Leben auf der Hallig beginnt im Frühjahr mit der Lammzeit. In diesen Wochen müssen die Halligbauern Tag und Nacht auf den Beinen sein, damit die jungen Tiere nicht erfrieren oder in den vielen Prielten, wie die Vertiefungen oder Wassergräben im Wattenmeer und auf den Halligen genannt werden, ertrinken. Hat die Frühlingssonne die Warften, das sind die aufgeworfenen Erdhügel, auf denen sich die Hallighäuser erheben, abgetrocknet, werden Ditten (luftgetrockneter Schaf- und Kuhdung) gemacht. Da es auf den Halligen weder Holz noch Torf gibt, dient dieser getrocknete Schaf- und Kuhdung als Brennmaterial. Der im Winter angesammelte Dung wird im Frühjahr auf dem Warft hang ausgebreitet und zu einer ungefähr fünf Zentimeter dicken Schicht festgetrampelt und festgeklopft. Dann läßt man diese Schicht übertrocknen, sticht mit dem Spaten kleine Quadrate aus, läßt diese nochmals trocknen und bewahrt sie als Brennmaterial auf. Pünktlich am 12. Mai beginnt das bis zum 21. Juni dauernde Sammeln der Vogeleier. Im Mai oder Juni ist auch die Schafschur fällig. Vorher werden die Schafe gründlich gewaschen. Die Wolle wird zum größten Teil auf das Festland als Rohmaterial für die Teppichwebereien geliefert, zum Teil auch von den Halligfrauen in den langen Wintermonaten selbst versponnen.

Schließlich beginnt die sieben bis acht Wochen dauernde mühsame und oft von überraschenden Sturmfluten, den „Heufluten“, zunichte gemachte Heuernte, die ganz anders als auf dem Festland verläuft. Das nur kurze Halliggras muß mit der Sense oder mit einer besonderen Mähmaschine geschnitten werden, für die man sich Zugpferde vom Festland ausleiht. Außerdem muß das geschnittene Gras länger als das Festlandgras liegenbleiben, ehe es zu Heu wird. Ist es ausgetrocknet, wird es auf Laken gelegt, zusammengepreßt, zu Ballen gebunden und — da man wegen der vielen Wasserläufe mit dem Wagen nicht überall hingelangen



Auf der Hallig Südfall

kann — vielfach auf die Warft getragen. Wie mühselig diese Arbeit ist, kann man daran ermessen, daß eins der meistens von den Frauen auf dem Kopf getragenen Bündel rund 40 Kilo wiegt und beispielsweise eine Halligkuh durchschnittlich 80 Heubündel im Jahr frißt.

Der Fischfang spielt im allgemeinen auf der Hallig keine große Rolle, weil dafür einfach zuwenig Zeit vorhanden ist. Nur im Herbst und Frühling werden „Bütt“ geangelt. Als Köder dienen die aus dem Watt gegrabenen Sandwürmer, das sind die millionenfach im Schlickboden lebenden Würmer, die jenes geheimnisvolle Rauschen, Knistern und leichte Singen verursachen, das man hört, wenn man durch die Weiten des Watts wandert. Dagegen ist der Porrenfang von größter Bedeutung, weil das Fleisch der Porren, wie man hier die Nordseekrabben nennt, in großen Stein-töpfen eingesalzen wird und sich so den ganzen Winter lang hält. Die Krabben bevölkern im Herbst in riesigen Mengen das Wattmeer und werden von den Halligbewohnern zur Zeit der Ebbe in den „Porrentiefs“ mit Netzen gefischt, wobei die Fischer, Männer und Frauen, bis an den Leib ins Wasser gehen müssen. Inzwischen sind zu Hause große Kessel mit kochendem Salzwasser bereitgestellt worden, in die man sofort nach der Rückkehr die gefangenen Krabben schüttet. Sind sie gar, beginnt die langweilige Arbeit des Auspulens, mit der sich oft die ganze Familie bis spät in die Nacht hinein beschäftigt. Mit dem Porrenfang sind die Außenarbeiten ziemlich beendet. Es kommen nun die Stürme, die Sturmfluten mit ihrem häufigen „Land unter“, bei dem nur die hochgelegenen Warften aus dem Wasser ragen, und schließlich das blockierende Eis. Zuvor muß sich die Hallig noch mit Vorräten vom Festland eindecken, dann wird das Vieh bis auf die Schafe aufgestallt. Die Männer halten Stall und Haus in Ordnung, die Frauen nähen, stricken und spinnen. Vor Weihnachten bringt noch einmal das Schlachten viel Arbeit, aber dann tritt die Winterruhe ein, bis die Lammzeit wieder beginnt. Damit hat sich der Kreis des Jahres geschlossen.

Nicht immer waren die Halligbewohner so wie jetzt durchweg Bauern. In früheren Jahrhunderten stellten sie viele Seefahrer, vor allem aber Walfänger, und die Häuser und Kirchen der Halligen

Hallig Südfall



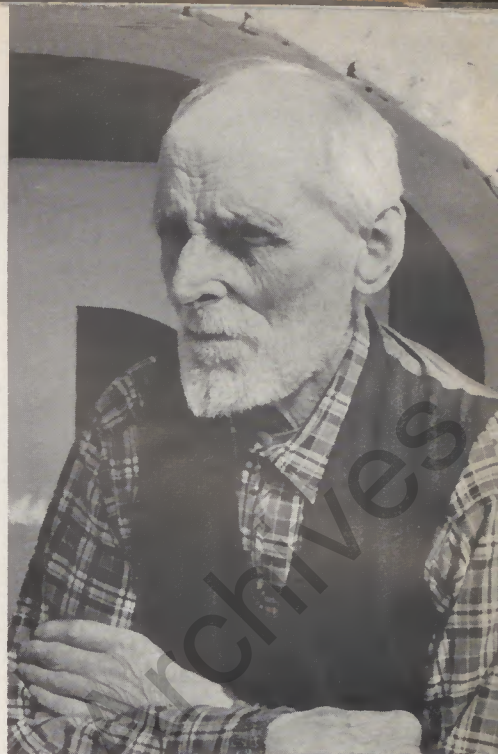
bergen so manche Seemannserinnerung. Die „goldene Zeit“ der Inselfriesen währte etwa von 1650 bis 1850, als sich fast die gesamte männliche Bevölkerung, oftmals auch schon die Jungen noch vor der Konfirmation, dem Walfang und der Seefahrt zuwandten. Die Halligbewohner entwickelten bald besondere Fähigkeiten in der Seefahrt und im Walfang und gehörten deshalb zu den gesuchtesten Seeleuten sowie Walfang-Commandeuren. Sie fuhrten vorwiegend auf holländischen Schiffen. In jenen Jahrhunderten waren die Holländer die Hauptträger des Walfangs. Sie beteiligten sich von 1675 bis 1721 mit 6995 Schiffen am Walfang und erbeuteten 32908 Wale im Werte von 84 Millionen Reichstalern. Dabei soll ein Viertel der gezahlten Lohnsummen allein an die Halligbewohner verteilt worden sein. Auch auf hamburgischen, bremischen und englischen Schiffen findet man zu jener Zeit die Inselfriesen als Commandeure, Kapitäne, Harpuniere und Speckschneider. Um 1700 wird die Zahl der sich am Walfang beteiligenden Nordfriesen mit 3600 angegeben — eine im Verhältnis zur geringen Inselbevölkerung außerordentlich hohe Zahl.

Als die Blütezeit des Walfangs zu Ende ging, wandten sich die Friesen der Handelsschifffahrt zu, die ihnen eine Zeitlang ebenfalls große Reichtümer einbrachte. Aus dieser Zeit des Walfangs und der Handelsschifffahrt stammt z. B. die wertvolle Ausstattung der Hallig-Pesel („Gute Stuben“). Die Wände sind mit Delfter Kacheln verkleidet, in kunstvollen Eck- und Wandschränken findet man wertvolles Porzellan und Glas, und auch die behaglichen, in die Wand eingebauten Schlafstätten sowie die schön geschmiedeten Öfen geben Zeugnis von einer hohen Wohnkultur. Am berühmtesten unter allen Hallig-Peseln ist der schöne „Königspesel“ in dem 1776 auf Hallig Hooge von dem erfolgreichen Kapitän Tade Hans Bandix erbauten Hause. Allerdings stammt der Name „Königspesel“ erst aus dem Jahre 1825, als der dänische König Friedrich VI. nach der großen Sturmflut, die in jenem Jahre allein auf Hooge 25 Häuser vernichtete und 50 schwer beschädigte, die Halligen besichtigte und dabei in der „Guten Stube“ des Bandixschen Hauses übernachtete.

Die älteste Beschreibung des Halliglebens dürfte von dem Römer Plinius d. Ä. (32 bis 79 nach Christi) stammen, der im 16. Kapitel seiner Naturgeschichte sagt: „Dort wohnt dies arme Volk auf Hügeln oder künstlich nach Messung der höchsten Flut aufgeworfenen Anhöhen, auf welchen es Hütten errichtet; Schiffahrenden gleich, wenn die Flut ringsum alles mit Wasser bedeckt, und Schiffbrüchigen, wenn sie sich wieder verlaufen haben. Es macht um seine Hütten her auf die mit dem Meer fliehenden Fische Jagd. Es kann weder Vieh halten noch von Milch leben wie seine Nachbarn, und indem sie die mit den Händen aufgegriffenen Erdschollen mehr an der Luft als an der Sonne trocknen, kochen sie mit Erde ihre Speisen und wärmen damit auch ihren vom Nordwind erstarrten Körper. Ihr Getränk ist nur Regenwasser, das sie in Gruben im Vorhause bewahren.“

Plinius schildert auch das Wattenmeer mit seinem Wechsel von Ebbe und Flut: „Dort überflutet der Ozean in gewaltigem Strom zweimal innerhalb eines Tages und einer Nacht einen unübersehbaren Landstrich, so daß er den ewigen Kampf der beiden Elemente verhüllt und es unentschieden läßt, ob dieser Raum dem Festland oder dem Meere angehöre.“

Welchen Eindruck das Naturphänomen des Gezeitenwechsels auf die Welt des Altertums machte, geht auch aus den Wattenmeerberichten des Pythea von Massilia, des Tacitus, Ptolemäus und anderer zeitgenössischer griechischer und römischer Schriftsteller hervor. Und es ist schon so, daß die Gezeiten oder Tiden das Bild und Leben der schleswig-holsteinischen Westküste, vor allem aber der Halligen, bestimmen. Kein Wunder, daß fast in jedem Hallighaus ein Flutkalender mit dem genau verzeichneten Ablauf der Tiden zu finden ist.



Halligbauer

Porren-(Krabben-)Fischerinnen im Watt





Die ganze weltabgeschiedene Halligeinsamkeit ist in diesem Bild von der Hallig Gröde eingefangen

Als erster Wissenschaftler hat der englische Physiker Isaac Newton die geheimnisvolle Naturerscheinung, den Wechsel zwischen Ebbe und Flut, erklärt und berechnet. Er entdeckte, daß die Schwerkraft, die auf der Erde einen Gegenstand zum Boden zieht und die ja auch den Mond in seiner Laufbahn um die Erde hält, sogar zwei Himmelskörper aufeinander wirken läßt: Die Erde zieht den Mond, dieser aber auch die Erde an. Das leichtbewegliche Wasser der Erde folgt der Anziehungskraft des Mondes, seine Anziehungskraft erzeugt also die Flutberge. Diese wiederum wandern durch die Achsendrehung der Erde, die sich in 24 Stunden von Westen nach Osten vollständig dreht. Auch der Mond dreht sich in seiner Achse. Der Mondtag ist aber um 50 Minuten länger als der Erdentag. So kommt es, daß ein Hochwasser dem anderen durchschnittlich nach einem halben Mondtag, also nach zwölf Stunden und 25 Minuten, folgt. Die Flut kommt deshalb nicht immer an allen Tagen zur gleichen Zeit, sondern „versetzt“, wie der Hallig- und Küstenbewohner sagt.

Außer dem Mond wirkt noch die Sonne bei der Flutbildung mit. Auch sie erzeugt durch ihre Anziehungskraft Flutberge, die aber nur dann zu spüren sind, wenn sie mit den durch den Mond verursachten Wellenbergen zusammenwirken. Das ist immer dann der Fall, wenn alle drei Himmelskörper, Erde, Mond und Sonne, so ziemlich in einer Linie stehen, also bei Neumond und Vollmond. Diese erhöhten Fluten nennt man „Springfluten“. Staut dann noch ein starker Sturm das Wasser gegen die Küsten, kann es zu solchen Flutkatastrophen kommen, wie wir sie von Holland her noch in Erinnerung haben. Aber auch die Halligbewohner wissen ein Lied davon zu singen. Übrigens kann die Sonne die Flut auch abschwächen. Steht sie zu der Linie Erde—Mond im rechten Winkel, zieht sie einen Teil des Wassers von den Flutbergen des Mondes weg. Die Flut steigt nicht so hoch, es ist „Stippflut“ oder, wie man auf den Halligen sagt, „Dode Tid“.

Zehn Halligen gibt es, zehn Tupfen im Meer, 1-Punkte nur auf der Karte Europas, zu erreichen von den schleswig-holsteinischen Festlandhäfen Husum und Dagebüll oder von Wyk auf Föhr und Wittdün auf Amrum. Zehn Halligen mit einer Fläche von zusammen etwa rund 2300 Hektar, das sind 23 Quadratkilometer, bewohnt von nicht ganz 500 Menschen. Diese zehn Halligen sind:

Heuernte auf Hallig Gröde



Norderwarft auf der Hallig Nordstrandischmoor, die nach der Zertrümmerung der ehemaligen Insel Alt-Nordstrand als Hochmoor stehengeblieben ist und dann aufgelandet wurde

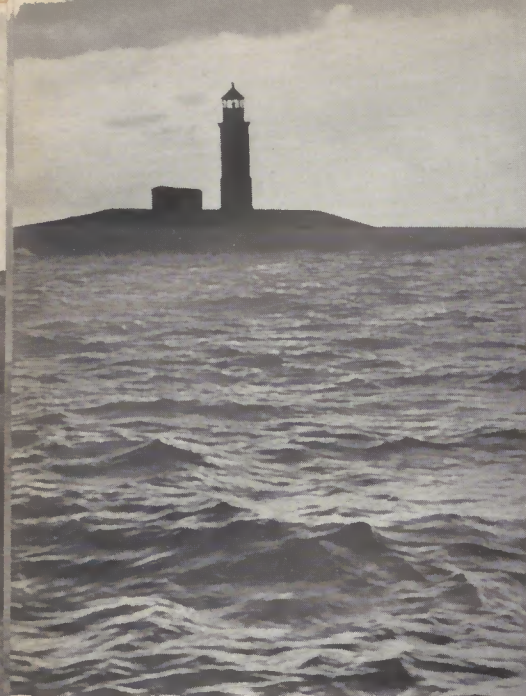
Langeness mit ungefähr 917 Hektar und 203 Einwohnern, Hooge mit 594 Hektar und 176 Einwohnern, Gröde mit 278 Hektar und 23 Einwohnern, Nordstrandischmoor mit 179 Hektar und 20 Einwohnern, Oland mit 117 Hektar und 45 Einwohnern, Süderoog mit 60 Hektar und zwei bis drei Einwohnern, Südfall mit 56 Hektar und zwei Einwohnern, die Hamburger Hallig mit 110 Hektar und zwei bis drei Einwohnern und schließlich die Hallig Habel mit 35 Hektar und ein bis zwei Einwohnern sowie die unbewohnte Vogelhallig Norderoog mit elf Hektar. Entstanden sind die Halligen (Hallig = Halgen, Halgenland, alles vor den Deichen liegende ungeschützte Land) durch Schlickablagerungen, also als Auflandungen der mit Sinkstoff angereicherten See, fast durchweg



erst nach der großen Rungholtflut von 1362. Es handelt sich somit entgegen früheren Annahmen nicht um Reste des ehemaligen, im Zuge der ständigen Landsenkung untergegangenen Festlandgebietes. Sie sind auch nicht identisch mit den von Plinius geschilderten Halligen, die vor dem großen Einbruch der See in das Außenland der Marschen, in die „Uthlande“, wie ganz Nordfriesland früher genannt wurde, viel weiter westwärts lagen.

Wie viele Halligen vornehmlich seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts untergegangen sind, läßt sich nicht feststellen. Man nimmt an, daß mindestens 50 ehemalige Teile des alten Nordfrieslands Halligcharakter besaßen. Jedenfalls führten die ständigen Landverluste und Veränderungen im Wattenmeer, die übrigens auch heute noch keine absolut genauen Angaben über die Größe der erhaltenen Halligen zulassen, dazu, daß ihre Zahl auf zehn zusammenschrumpfte.

Die Geschichte der Halligen ist eng mit der Geschichte der Sturmfluten verbunden, sind sie doch aus diesen hervorgegangen. Allein aus dem Mittelalter sind 16 schwere Sturmfluten überliefert, von



Der Leuchtturm von Langeness



Pflugfurchen aus dem 14. Jahrhundert
im Watt bei der Hallig Südfall



Typische Abbruchkante auf der Hallig Langeness



Königspesel auf Hallig Hooge

denen die größte Katastrophe, die Rungholtflut vom 15. bis 17. Januar 1362, die „Grote Manndränke“, war. Damals wurde fast die gesamte Edomsharde (das alte Uthland war in einzelne Landschaften aufgegliedert, die man Harden nannte) mit dem Hauptort Rungholt vernichtet, der als Handels- und Hafenplatz wahrscheinlich die Bedeutung besaß, die später Husum erlangte. 7600 Menschen ertranken und 50 Kirchen gingen unter. Nur zwei bis vier Frauen sollen mit dem Leben davongekommen sein. Mit dieser Flutkatastrophe setzte die Auflösung der Uthlande und ihre Verwandlung in ein Insel- und Halligreich ein. Das verlorene Kulturland und die Siedlungsstätten der Menschen wurden mit Schlick überlagert, der durch jede größere Überflutung der nach-

Kirche auf Hallig Gröde



folgenden Jahrzehnte und Jahrhunderte schichtweise immer höher aufgetragen wurde, bis daraus schließlich neues Marschland entstand, von dem die heutigen Halligen Teile sind. Durch die allmähliche Abbröckelung der Halligkanten und besonders nach Sturmfluten kamen und kommen die Kulturspuren von 1362 wieder zum Vorschein. So wurden bei der Hallig Südfall Reste von Deichen, Schleusen, Warften und Brunnen, ja sogar Feldeinteilungen und Ackerfurchen sichtbar. Man fand auch Tongefäße, rheinische Keramiken, Bronzen, Mühlsteine, Schwerter, Beile, Lanzenspitzen und andere Dinge.

Die große Rungholtflut war der Schrittmacher für alle kommenden Landzerstörungen, insbesondere für die von 1634, die der Zerstörung von Alt-Nordstrand. Wir erwähnten bereits, daß die Rungholtflut die Uthlande in ein reines Insel- und Halligreich verwandelte. Im Süden war als größere zusammenhängende Landmasse die Insel Alt-Nordstrand entstanden. 300 Jahre später



Feething (auch Feeding) auf Hallig Oland. Mit Feething bezeichnen die Halligbewohner einen kleinen Süßwasser-
teich auf den Warften, in dem Regen und Schnee für die
Viehtränke aufgefangen werden.

Die Hallig Oland ist übrigens mit dem Festland durch
einen 4,8 Kilometer langen Damm verbunden, über den
ein Schienenstrang führt, der Verkehrsweg der berühmten,
von „Käpt'n Magda“ gesteuerten Segellore. Reisende
und Gepäck werden so nach Oland gebracht, wo es dann
heißt: „Hauptbahnhof Oland, alles aussteigen“

wurde auch dieses Insel- und Halligreich einschließlich Alt-Nord-
strand zerschlagen und in kleine Restgebilde aufgelöst. Bei der
zweiten „Manndränke“ vom 11. Oktober 1634 ertranken nach der
Überlieferung 9000 Menschen und 50000 Stück Vieh. Allein auf
Alt-Nordstrand kamen 6408 Menschen ums Leben, 1445 Häuser,
30 Windmühlen und sechs Glockentürme wurden zerstört und
weggetrieben. Alt-Nordstrand wurde in die Inseln Pellworn und
Nordstrand zerrissen. Weitere Überreste sind die Hallig Nord-
strandischmoor und die Hamburger Hallig. Auch in späteren
Jahren ereigneten sich noch schwere Sturmfluten, von denen die
der Jahre 1717 und 1825 die schwersten waren. Bei der Weihnachts-
flut des Jahres 1717 sollen in Nord- und Ostfriesland zusammen
8400 Menschen ertrunken sein. Die letzte schwere Sturmflut, von
der die Nordfriesischen Inseln, besonders aber die Halligen,
betroffen wurden, war die des Jahres 1825. 233 Häuser wurden
entweder ganz fortgeschwemmt oder zerstört, und nur 22 Häuser
blieben auf allen Halligen bewohnbar. Welche Tragödien sich
bei diesen Sturmfluten zutrugen, kann man nur ahnen.

Es würde den Rahmen unserer Darstellung sprengen, wenn wir
auch nur einen Teil der überlieferten Geschehnisse schildern woll-

ten. Wir greifen deshalb nur eine Begebenheit heraus, die sich
nach der Sturmflut des Jahres 1825 ereignet hat. Damals wurde,
als sich der Sturm gelegt hatte, am Strand von Wyk auf Föhr eine
grüne Wiege angetrieben, in der zwei lebende Knaben so ver-
schnürt lagen, daß sie nicht herausfallen konnten. Woher die
Wiege kam und wer die Eltern der Kinder waren, hat sich nie
feststellen lassen. Vielleicht ist sie von dem durch die Flut am
schwersten betroffenen Hooge abgetrieben und mit dem Flutstrom
nach Föhr gelangt. Die beiden Knaben wurden von dem Hafen-
meister von Wyk in seiner Familie aufgenommen und großgezogen.
Später haben sich die beiden Brüder dem Seemannsberuf zuge-
wandt. Bei den Nachkommen des Hafenmeisters ist die damals
angetriebene Wiege bis zum Jahre 1910 noch in Gebrauch ge-
wesen.

Wandert man bei Ebbe im Watt, kann man gelegentlich auf Baum-
reste und Stubben stoßen. Ebenso kann man vom Schlick freige-
spülten moorigen Untergrund feststellen, die sogenannte Darg-
schicht, die überall im Wattenmeer in großen Flächen unter dem
Schlick liegt. Es handelt sich um die letzten Zeugen der Wälder
und Moore, in denen die Menschen der Vorzeit jagten und über

*Hier lag einst Rungholt, der alte Hafen
und Handelsplatz der Uthlande. Dann kam
die große Flut, und alles wurde ausgelöscht.
Nur die Reste eines alten Sodenbrunnens ragen
aus dem Watt, das wieder einsam daliegt,
fast wie am ersten Schöpfungstage*



deren Jagdgründe heute die Wasser der Nordsee hinwegrauschen. Reste der einstigen Waldungen liegen noch heute im Norden der Halligen Langeness und Hooge, im Süden von Hallig Habel, im Osten von Hallig Gröde und an vielen anderen Stellen. Es konnten Stämme von 70 Zentimeter Durchmesser gemessen werden, und gelegentlich sind diese von den Halligbauern zum Heizen verwendet oder sogar bearbeitet worden, wobei sich das Holz nach einiger Zeit als eisenhart erwies.

Als sich das Land nach der Bronzezeit zu senken begann und die damals die ganzen früheren Uthlande gegen das Meer absperrenden gewaltigen Dünenketten durchbrochen wurden, ergoß sich die Nordsee täglich über das Moor und Bruchland und durchtränkte den Moorboden mit Salz. Jahrhundertlang wurde dann dieses riesige Torfmoor von den Menschen abgebaut, verbrannt und aus der Asche das Salz ausgelaugt, das ein begehrtes Objekt im Handel mit den Ländern der Ost- und Nordsee war. Diese Art

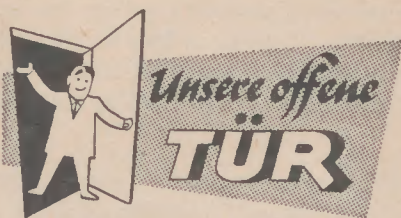
der Salzgewinnung ist urkundlich aus der Zeit um 1151 belegt und wurde bis Ende des 18. Jahrhunderts betrieben. Hauptorte der Salzgewinnung (Salzsiedereien) waren die früheren Halligen Gamsbüll, Dagebüll und Fahretoft. In Dagebüll waren 1725 noch rund 100 Menschen mit der Salzsiederei beschäftigt und eine Transportflotte von 16 Salzschiffen beheimatet. Wie sooft, hat der Mensch auch hier Raubbau getrieben und trug damit unwissend selbst zur großen Landsenke bei. So wurde es der See leicht, immer mehr in das Land einzubrechen.

Wenn der Sommer zu Ende ist, keine Ausflugsschiffe mehr zu den Halligen kommen und die Fremden, die gerade deshalb ihren Urlaub auf einer Hallig verbringen, weil hier „nichts los“ ist und nur die weite Glocke des Himmels über den grünen Eilanden hängt, abgereist sind, liegt diese seltsame, einmalige Welt der Halligen wieder da — einsam, still und in sich versunken. Nur die Flut kommt und geht.

Schleusenreste aus der Rungholtzeit im Rungholt-Watt







NRW-Arbeitsminister Grundmann (zweiter von links) besichtigte eingehend die technischen und sozialen Einrichtungen unserer Hütte. Unser Bild zeigt ihn in den Sozialwerkstätten im Gespräch mit (von links): Arbeitsdirektor Hölkeskamp, Betriebschef Freund und Hütten-direktor Dr. Harr

In den letzten vier Wochen besuchten uns

30 Wirte aus Dortmund-Aplerbeck, 19 Lehrer der Städt. Berufsschule Dortmund, 30 Mitarbeiter der Firma Claasen, Muth & Co., Bremen, 13 Kriminalbeamte aus Unna, 10 Zollschrüler aus Dortmund, 30 Schüler der Städt. Realschule Lünen, 20 Lehrlinge der Bergtechnik Lünen, 30 Angehörige der Tischtennis-Gesellschaft, 25 Schüler aus Gelsenkirchen-Buer, 35 Schüler der Berufsschule Fröndenberg, 35 Besucher aus dem

Franz-Hitze-Haus, Münster, 80 Mittelschrüler aus Dortmund, 20 Lehrlinge der Bergbau-technik Lünen, 20 Lehrlinge aus dem Jugenddorf Oespel, 40 Fach- und Hochschulpraktikanten aus Lünen, 40 Deutsche aus Chile, 27 Bergschüler der Bergschule Essen, Pastor Viktor und 2 Schwestern der Luthergemeinde Dortmund, 25 Polizeibeamte aus Bork.

Sie suchten ausnahmsweise niemanden — sie besuchten uns, die Kriminalbeamten, um die Härte ihres Dienstes mit der Härte unserer Arbeit zu vergleichen



In Ausübung seines Berufes verunglückte tödlich unser Belegschaftsmitglied

Wilhelm Mering

Med. Werkstätten

Direktorium, Betriebsvertretung und Belegschaft betrauern seinen Tod und werden ihm ein ehrendes Gedenken bewahren.

Welche Heizung nehme ich?

In den ersten Jahren nach der Währungsreform war es darauf angekommen, möglichst viele Wohnungen mit verhältnismäßig wenig Kostenaufwand zu bauen. Millionen wollten wieder ein Dach über dem Kopf haben. Sie fragten deshalb nicht sosehr nach Geräumigkeit und Komfort. Heute hat sich die Lage geändert. Auch im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus sind die einzelnen Räume größer geworden und besser ausgestattet. Begnügte man sich früher mit Einzelöfen, so ist jetzt an ihre Stelle vielfach die Zentralheizung getreten, wenn auch der Einzelofen immer noch vorherrscht. Ob nun Zentralheizung oder Einzelofen — die Frage bleibt, wie sie beheizt werden sollen. Das ist gerade jetzt während der neuen Bausaison brennend. Die Antwort kann natürlich nicht lauten: Diese oder jene Heizungsart — Kohle, Öl, Gas oder Strom — ist die einzig richtige. Man sollte hier schon einige Überlegungen anstellen. Als modernste Form der Heizung gilt die Ölheizung. Zweifellos hat sie viele Vorteile. Sie ist einfach in der Bedienung, da ihr der Brennstoff automatisch zugeführt wird. Ihre Wartung ist also verhältnismäßig leicht. Außerdem ist sie sauber, wenn auch nicht immer ganz geruchfrei. Wer die weit höheren Kosten für ihren Einbau und für ihre regelmäßige Prüfung und Überholung durch den Fachmann nicht zu scheuen braucht, mag sich getrost für die Ölheizung entscheiden, die sich in erster Linie bei kurzfristigem oder vorübergehendem Heizen bewährt hat.

Andererseits ist

das Heizen mit Kohle und Koks

durchaus nicht veraltet oder überholt. Wäre das wirklich der Fall, würde ihm nicht noch immer der Vorzug gegeben. Es ist recht bemerkenswert, daß die Heiz- und Kochgeräteindustrie in der Bundesrepublik im vergangenen Jahre über eine Million Kohleöfen, aber nur 270 000 Ölöfen abgesetzt hat. Das beweist, daß die Kokscentralheizung, bei der es heute

Wir kommentieren und glossieren

Nicht der Lohn entscheidet allein

Bedarf es in einer Zeit der Überbeschäftigung nur des Winkes mit der Lohntüte, um Arbeitskräfte nach Belieben von ihren alten Betrieben wegholen zu können? Die zum Teil sehr erhebliche Fluktuation auf dem Arbeitsmarkt scheint diese Vermutung zu bestätigen. Ist aber tatsächlich in jedem Fall nur der anderswo gebotene höhere Lohn für einen Arbeitsplatzwechsel maßgebend?

Gerade jetzt, da diese Fragen besondere Aktualität gewinnen, erscheint die deutsche Ausgabe von A. J. Marrows „Making Management human“ unter dem Titel „Der Mensch lebt nicht vom Lohn allein“ (Ratio-Verlag Treu Großmann, München, 250 S., 18,50 DM). Gewiß, so erklärt die „Deutsche Zeitung“, der Autor schildert und durchleuchtet amerikanische Verhältnisse. Die Motive für Leerlauf und Unzufriedenheit im Betrieb sind aber überall gleich. Eine Umfrage einer großen amerikanischen Unternehmung bei 12 000 Beschäftigten führte zu einem überraschenden Ergebnis. Die Befragten setzten bei den „die Arbeitsfreude beeinträchtigenden Faktoren“

die Bezahlung erst an 8. Stelle.

Arbeitszeit stand an 24. Stelle. Das Ergebnis mag vielleicht in einem Betrieb mit niedrigen Löhnen und sehr langer Arbeitszeit anders ausfallen. Trotzdem zeigt dieser Test, daß die Arbeitnehmer nicht nur um des Geldes willen arbeiten. Die Arbeit muß also nicht nur gute Bezahlung einbringen, sie muß auch die Möglichkeiten zu guter Leistung und das Gefühl persönlicher Vervollkommenung bieten. Je weniger solche Bedürfnisse befriedigt werden, desto mehr ist das Geld der einzige Maßstab der Leistung. Die gemütliche Kantine, die Altersversorgung und die sonstigen

freiwilligen sozialen Leistungen

des Betriebes sieht der Mitarbeiter mit Recht nicht als Belohnung seiner Leistung, sondern als allgemeine, wenn auch durchaus erfreuliche Wohltätigkeitsmaßnahmen an. Es ist keine Anerkennung einer speziellen Arbeit, sondern Firmenpolitik, die jedem zugute kommt. Wenn ein Unternehmer nur durch die Lohntüte und die kurze Arbeitswoche Loyalität und gute Zusammenarbeit von seinen Angestellten erreichen kann, wird der Lohn nie hoch genug und die Arbeitszeit nie kurz genug sein. Auch schöne Worte in der Betriebszeitung oder muntere Reden des Chefs helfen wenig, wenn bei der Alltagsarbeit die fundamentalen Grundsätze der Menschenführung ignoriert werden. Hier hakt das Buch ein. Marrows Vorschläge sind nicht am grünen Tisch entstanden. Als Psychologe zeigt er neue Wege, die er jedoch als Unternehmer erprobt hat.

Spezialisten genügen nicht

Unsere immer stärker arbeitsteilige moderne Industriegesellschaft führt uns hinsichtlich des anzuwendenden Ausbildungssystems in ein Dilemma. Einerseits schreitet die Spezialisierung rasch fort und fordert immer mehr Arbeitskräfte mit einem dicken Paket von Fachkenntnissen auf schmalstem Gebiet. Zum anderen können die Aufgaben des sogenannten „Top Management“, das heißt die betrieblichen Aufgaben in der obersten Spitze, nur von einem Typ geleistet werden, dessen Blick weit über dem eigenen, vielleicht ursprünglich studierten Fachgebiet liegt.

Der „Supermanager“,

wenn man die Persönlichkeit der betrieblichen Führungsspitze einmal despektierlich so nennen will, hat also ganz andere Eigenschaften im Ausbildungstypus als der wissenschaftlich bis zur letzten Feinheit trainierte Spezialist. Der eine ist aber so notwendig und unentbehrlich wie der andere. Es wäre falsch, die Richtung der Ausbildung, die gegenwärtig zum Spezialisten weist, um 180 Grad nach der anderen Seite der

breiten Ausbildung des Managers zu kehren. Zudem braucht der Supermanager ganz spezifische Methoden der Planung, der Organisationskunst, die der Fachspezialist nicht anwenden kann. Soll man parallel zwei verschiedene Ausbildungsrichtungen einführen? Welche Konsequenzen ergeben sich aus diesen Überlegungen für das Gesicht unserer Hochschulen, aus denen heute das Gros beider Arten von Führungskräften hervorgeht?

Wir befinden uns

in einem Labyrinth von Fragen und Problemen,

die fast nicht lösbar erscheinen. Es wäre aber schon ein erster Schritt zur guten Erkenntnis, wenn man feststellen könnte, daß unser heutiges Ausbildungssystem den Anforderungen der modernen Industriewirtschaft nicht mehr genügt. Die zweite Phase wäre, zu überlegen, welche Änderungen man vorsehen müsse. Die Konferenz der Rektoren, die Bemühungen um die sogenannte Hochschulreform, die Anstrengungen der Wirtschaft zu einer systematischen Weiterbildung von Führungskräften beweisen, daß das Problem erkannt wird; übrigens nicht zuletzt auch auf europäischer Ebene.

Aber wir haben

die Krise unseres Ausbildungssystems

noch nicht überwunden. Die Ansätze zur Steigerung der Produktivität und der Rationalisierung sind bei aller Wichtigkeit von Rezepten und Praktiken auf Teilgebieten wesentlich davon bestimmt, wie unser Ausbildungssystem von morgen aussehen wird. Daran mitzuarbeiten, daß es den beiden Forderungen der Industriewirtschaft nach Führungskräften in der betrieblichen Spitze und nach Fachleuten gerecht wird, ist eine Schwerpunktaufgabe der Rationalisierung.

Regler und automatische Förderanlagen wie bei der Ölheizung gibt, und die Kohleöfen vom Verbraucher immer noch besonders geschätzt werden. Erstens ist ihm diese Heizungsart seit langem vertraut; zweitens wünscht er einen Brennstoff zur Verfügung zu haben, der auch in Krisenzeiten in genügender Menge vorhanden ist; schließlich rechnet er nicht ganz zu Unrecht mit verschärften behördlichen Bestimmungen beim Einbau von Ölheizungen; so z. B. mit der Verfügung, daß der Öltank zum Schutz des Grundwassers gegen Verseuchung mit einer begehbaren Betonwanne umschlossen werden muß. Eine solche Vorschrift würde die Gesamtbaukosten nicht unerheblich steigern.

Jeder, der heute baut, tut also gut daran, rechtzeitig die gesetzlichen Bestimmungen und die bei ihm vorliegenden besonderen Verhältnisse zu prüfen. Für welche Heizungsart er sich dann entscheidet, ist allerdings nicht nur eine Kostenfrage, sondern auch eine Frage der Erfahrung. Diese ist nun einmal unser bester Lehrmeister.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1958 = 141 635 t
Monatsdurchschnitt 1959 = 164 207 t

Nachkriegshöchstherzeugung Januar 1960 = 196 170 t

Vorkriegshöchstherzeugung März 1939 = 123 536 t



Nach Feststellungen im Bundestag hat die Luftverschmutzung über dem Bundesgebiet in den letzten Jahren beängstigende Ausmaße angenommen. Drei Viertel aller Verunreinigungen fallen auf das Ruhrgebiet. Duisburg ist die Stadt mit der schlechtesten Luft in der Bundesrepublik, im Saarland steht Völklingen an 1. Stelle. Der Gesundheitsausschuß des Bundestages — in dem auch MdB Walter Behrendt, Pressestelle, mitwirkt — hat jetzt durchgreifende Maßnahmen gefordert, die eine Verbesserung der Luft garantieren sollen. Staub und Rauch seien über das Stadium der Belästigung hinaus zu einer gesundheitsgefährdenden Plage geworden.



Nach dem erfreulichen Rückgang der Unfalzziffern in der Bundesrepublik im Jahr 1957, das die Geschwindigkeitsbegrenzung in geschlossenen Ortschaften brachte, steigt die Kurve der Straßenverkehrsunfälle 1959 wieder an. Der Grund dafür liegt nach Ansicht einiger Fachleute darin, daß bei einem stark vergrößerten Fahrzeugpark in Westdeutschland leichtfertiger mit dem „Tempo 50“ verfahren wird; aber auch der schlechte Straßenzustand ist eine wesentliche Unfallquelle. Daß bessere Straßen die Unfallzahlen vermindern könnten, beweist eine Statistik, wonach auf den Autobahnen im Verhältnis die wenigsten, auf den strapazierten Bundes- und Kreisstraßen die meisten Unfälle auftreten.

TECHNIK UND PRODUKTION

Internationale Forschungen im Walzwerk

Die Hohe Behörde hat unter dem Titel „Internationale Forschungen im Walzwerk“ Kurzberichte über die mit ihrer finanziellen Unterstützung durchgeführten Walzversuche in 16 Eisen- und Stahlwerken der Montanunion veröffentlicht. Im einzelnen wird über die durchgeführten Walzversuche mit Bandstahl, Stabstahl und Draht sowie über die vorgenommenen Untersuchungen von Walzzunder berichtet. Die Forschungsversuche waren im Januar 1953 vom Ausschuß für technische Forschung der Eisen- und Stahlindustrie der Montanunion angeregt und dann mit Unterstützung der Hohen Behörde unter Beteiligung von 60 Fachleuten durchgeführt worden. Die vollständigen Berichte über die Forschungen im Walzwerk sind inzwischen den nationalen Forschungsinstituten, darunter auch dem Verein Deutscher Eisenhüttenfachleute in Düsseldorf, zur Verfügung gestellt worden.

Über sieben Millionen Kraftfahrzeuge

Im abgelaufenen Jahr hat zum erstenmal innerhalb von zwölf Monaten die Zahl der neu zugelassenen Kraftfahrzeuge die Millionengrenze überschritten. Bis zum 1. Dezember waren 958 837 neue Kraftfahrzeuge aller Art zugelassen worden. Am 31. Dezember 1959 waren in der Bundesrepublik einschließlich Berlin und Saarland über sieben Millionen Kraftfahrzeuge aller Art vorhanden.

In den ersten elf Monaten des Jahres 1959 lag die westdeutsche Automobilproduktion mit 1,56 Millionen Einheiten um 13,7 Prozent höher als im gleichen Zeitraum 1958. Der Exportanteil beträgt 50,2 Prozent.

EWG rechnet im ersten Vierteljahr 1960 mit Wachstumsrate von 8 Prozent

Die EWG-Kommission rechnet im 1. Quartal 1960 mit einer Wachstumsrate der industriellen Produktion von 8 Prozent gegenüber dem 1. Quartal 1959, das noch nicht im Zeichen der ansteigenden Konjunktur gestanden hatte. Im abgelaufenen Jahr 1959 hatten die vierteljährlichen Zuwachsraten gegenüber der jeweiligen Vergleichszeit des Vorjahres folgende Prozentsätze in der Sechsergemeinschaft erreicht: 1. Quartal 2 Prozent, 2. Quartal 6 Prozent, 3. Quartal 7 Prozent, 4. Quartal 7 Prozent. In den wichtigsten Wirtschaftszweigen rechnet die EWG-Kommission im 1. Quartal 1960 mit folgenden Entwicklungstendenzen:

Metallverarbeitende Industrie allgemein: Im 1. Quartal 1960 wird mit einer Zuwachsrate von 7 bis 8 Prozent gerechnet, nachdem die Zuwachsrate im 2. Halbjahr 1959 mit 6 Prozent etwas hinter der allgemeinen zurückblieb. Hierfür waren die Verlangsamung im Schiffsbau und eine gewisse Abschwächung des Wachstumstempes in der Kraftfahrzeugindustrie verantwortlich. Andererseits wirkte sich die Konjunktur des Maschinenbaus und der Elektroindustrie günstig aus.

a) Kraftfahrzeugindustrie: Die EWG-Kommission rechnet damit, daß die Nachfrage nach Personen- und Kombiwagen in den kommenden Monaten durch mehrere Faktoren gehemmt wird, was sich in einer leichten Abschwächung der an sich hohen Wachstumsraten niederschlagen wird. Für das 1. Quartal 1960 wird mit 10 bis 12 Prozent Zunahme gegenüber 13 Prozent im 4. Quartal 1959, 16 Prozent im 3. Quartal 1959, 20 Prozent im 2. Quartal 1959 und 9 Prozent im 1. Quartal 1959 gerechnet (nur Personen- und Kombiwagen). Die Ausfuhr nach dritten Ländern, die auf sehr hohem Niveau liegt, wird nach Ansicht der EWG-Kommission nicht mehr so stark wie zuvor zunehmen. Die Nachfrage nach Nutzfahrzeugen wird kaum lebhafter werden. Die Monatsproduktion der Gemeinschaft wird während des 1. Quartals auf durchschnittlich 265 000 Personen- und 36 000 Nutzfahrzeuge geschätzt.

b) Maschinenbau: Die Nachfrage nach Werkzeugmaschinen und vor allem Textilmaschinen steigt in der Gemeinschaft deutlich. In Belgien war im 3. Quartal 1959 erstmals wieder eine Zunahme der Nachfrage festzustellen. In Frankreich bleibt bei reger Nachfrage nach leichtem Ausrüstungsmaterial und Maschinen für die Verbrauchsgüterindustrie der Auftragseingang für schwere Ausrüstungsgüter noch zu niedrig. In der Bundesrepublik ist die Aktivität dagegen ausgeprägt und findet in der Exportnachfrage eine zusätzliche Stütze.

c) Im Schiffsbau wird der Rückgang der Aktivität auch im 1. Quartal 1960 anhalten, und zwar in etwa gleichem Maße wie im letzten Halbjahr.



Wunsch nach mehr sozialer Sicherheit

Die Lebensversicherer können mit dem Geschäftsjahr 1958 sehr zufrieden sein. Der Neuzugang betrug im vergangenen Jahr rund 4 Mill. Verträge mit einer Versicherungssumme von 8,9 Md. DM. Das macht in gutem Geld rund 2,3 Md. DM mehr an Beitragseinnahmen aus als im Jahr 1957.

Es ist nicht so, als ob nur „Reiche“ heute noch eine Lebensversicherung abschließen würden. Der Vorsitz der Lebensversicherungsunternehmen, Generaldirektor Dr. Gehrhardt, wies kürzlich auf die Entwicklung der Kleinlebensversicherung hin, die heute eine Durchschnitts-Versicherungssumme von 500 DM aufweist und deren Stückzahl von 16 Mill. im Jahr 1949 auf 25 Mill. im Jahr 1958 angewachsen ist. Nach der Stückzahl macht die Kleinlebensversicherung zwei Drittel des gesamten Bestandes aus. Anders ausgedrückt: Jeder zweite Deutsche besitzt eine Kleinlebensversicherung.

Hinter diesen nüchternen Zahlen steht der Wunsch der Bevölkerung nach größerer sozialer Sicherheit. Ein Beweis dafür, daß auch nach der Rentenreform noch ein Bedarf an mehr sozialer Sicherheit besteht.

Es ist aber auch nicht so, daß durch die damals erfolgte kräftige Anhebung der Renten der Drang zur Selbsthilfe, zur eigenverantwortlichen Vorsorge gehemmt worden sei. Im Gegenteil, gerade die stattliche Bilanz der Lebensversicherer bekundet einen zunehmenden Sparwillen in allen Bevölkerungskreisen. Die Tatsache, daß die Lebensversicherungs-Gesellschaften einen Bestand von 38 Mill. Verträgen mit einer Versicherungssumme von rund 50 Md. DM im Jahresanfang aufweisen konnten, spricht hierfür Bände.

Pankow verlor Divisionen

Über die Zonengrenze in Bayern, Hessen, Niedersachsen und Schleswig-Holstein sind in der Zeit von 1953 bis einschließlich Mai vorigen Jahres insgesamt 15 480 Angehörige der allgemeinen Volkspolizei sowie der militärischen Verbände

der Sowjetzone in die Bundesrepublik geflüchtet. Diese Zahl entspricht der Stärke einer Division früherer Konstruktion und nähert sich der Stärke zweier Divisionen heutiger Konstruktion. Die Fluchtbewegung der Soldaten aus der Zone sowie der Polizisten hält trotz verschärfter Spermaßnahmen des Pankower Regimes weiter an. So flüchteten im ersten Quartal 1959 insgesamt 188 Angehörige der militärischen Verbände und Volkspolizisten nach Westdeutschland. Im April waren es 76 und im Mai 59. Dabei fällt auf, daß der Anteil der Angehörigen der „Nationalen Volksarmee“ an der Gesamtzahl der Geflüchteten erheblich größer ist als der Anteil der Polizisten; er beträgt im Durchschnitt etwa drei Viertel.

(Südwest-Spiegel)

Stiefkind Konsument

Wenn die Ausgaben der Konsumenten ihr vorjähriges Niveau schon um nicht mehr als 3 Prozent überschreiten, so wird ihre Kaufkraft in den kommenden Monaten noch schwächer zunehmen... Trotz billiger Einkaufsmöglichkeiten auf dem Weltmarkt verteuern sich die Nahrungsmittel bei uns stärker als saisonüblich, da die Importe von der Bundesregierung größtenteils streng kontrolliert werden.

Im Einzelhandel mit gewerblichen Erzeugnissen herrscht zwar... noch Preisruhe; die Bekleidungsindustrie..., die Leder- und Schuhindustrie beabsichtigen jedoch Preiserhöhungen, die der Handel sicher nicht auffangen wird. Demnächst beginnt dann die von der Bundesregierung geplante Welle der Mieterhöhungen, die später wahrscheinlich noch verstärkt werden wird durch eine Erhöhung der Grundsteuer um 25 Prozent... Der Verbraucher — und das heißt hauptsächlich der Arbeitnehmer — ist also augenblicklich das Stiefkind der Wirtschaft, obwohl seine Arbeitskraft die am dringlichsten gefragte „Ware“ ist. Konnten in der ersten Jahreshälfte 1958 die tariflichen Ecklöhne in der gesamten Wirtschaft noch um durchschnittlich 5 Prozent erhöht werden, so im zweiten Halbjahr 1958 und im ersten Halbjahr 1959 nur noch um jeweils 2 Prozent. Überwiegend handelte es sich dabei um einen Lohnausgleich für Arbeitszeitverkürzung, so daß die Wochen- bzw. Monatseinkommen der westdeutschen Arbeitnehmer tariflich kaum nennenswert gesteigert werden konnten. In der Industrie verdiente der einzelne Beschäftigte während der ersten Hälfte 1959 effektiv 4 Prozent mehr je Woche bzw. Monat als zur gleichen Zeit 1958. — Die westdeutschen Wirtschaftsforschungsinstitute

behaupten, die mäßige Lohnentwicklung sei der Grund für die Stabilität des Preisniveaus gewesen. Da sie aber selbst trotz einer weiterhin schwachen Lohn- und Kaufkraftentwicklung der Arbeitsbevölkerung Preissteigerungen kommen sehen, widerlegen sie ihre eigene Theorie der „Lohn-Preis-Spirale“. Tatsächlich kann kein Mensch behaupten, daß Preissteigerungen, die durch die Steuer-, Wohnungs- und Agrarpolitik der Bundesregierung ausgelöst oder bedingt sind, auf Lohnerhöhungen zurückzuführen seien.

(Metall-Dienst)

Arbeitsplatzbewertung

In einer ganzen Reihe von Wirtschaftszweigen wird in wachsendem Maße die „analytische Arbeitsplatzbewertung“ angewendet, mit der je nach Schwierigkeiten, Umwelteinflüssen und der Verantwortung am Arbeitsplatz eine individuelle Lohnberichtigung erfolgt... Bei den Gewerkschaften wird diese Entwicklung allerdings recht unterschiedlich beurteilt. Das kam jetzt auf der vom DGB veranstalteten Jahrestagung seines „Arbeitskreises für Arbeitsstudien“ in Düsseldorf zum Ausdruck. Die Referenten — Dr. Lorenz (Badische Anilin), Arbeitsdirektor Jungbluth (Hüttenwerke Salzgitter) und Personalleiter Ing. Frett (Niederrheinische Hütte) — wiesen im allgemeinen auf positive Erfahrungen mit der Arbeitsplatzbewertung hin. Es wurde angeführt, daß es seit jeher stark differenzierte Lohnstufen und eine individuelle Lohnfestsetzung in den Betrieben gegeben hat.

Dabei hätten aber früher Willkür, Liebedienerei oder auch Traditionsgebundenheit oft die entscheidende Rolle gespielt. Bei der Methode der Arbeitsplatzbewertung würden dagegen möglichst objektive Maßstäbe angewandt, die in demokratischer Weise von den Lohnkommissionen unter Beteiligung der Betriebsräte und der Vertrauensleute der Belegschaften festgelegt würden... Der stellvertretende DGB-Vorsitzende Tacke meldete in Düsseldorf... starke Vorbehalte gegenüber der Arbeitsplatzbewertung an. Die in den Betrieben entwickelten Praktiken der Arbeitsaufteilung und Lohnfindung seien noch oft recht fragwürdig. Auf keinen Fall könne die Arbeitsplatzbewertung die Lohnpolitik ersetzen, sondern nur ein Hilfsmittel im Rahmen der gegebenen Tarifverträge darstellen. Das Hauptanliegen der Lohnpolitik bleibe, der Arbeitnehmerschaft einen höheren Anteil am Ertrag der Wirtschaft zu sichern, und das könne mit technischen Verfahren nicht erreicht werden.

(Frankfurter Rundschau)



Frau S. M.:

Ich bin eine eifrige Leserin Ihrer Zeitschrift. Und da steht dann so viel drin von Gleichberechtigung, Mitbestimmung und gesundem Betriebsklima. Ja, auf dem Papier hört sich das alles wunderschön an. Aber wie ist die Wirklichkeit? Nach meinen Beobachtungen habe ich immer wieder festgestellt, daß es doch genauso ist, wie es früher war und auch immer so sein wird. Es gibt noch die Protektion und die Intrige, und wer nicht beim Chef die sogenannte dicke Nummer hat, kann machen, was er will, er bekommt nie recht. Wenn zum Überfluß noch die

akademische Bildung fehlt, ist es ganz aus. Können allein entscheidet nicht. Das müssen die älteren Jahrgänge oft sehr spüren. Früher gab es nicht so viel Stipendien und Zuschüsse, um billig zu studieren. Waren es aber in den Jahren des Zusammenbruchs nicht gerade diese Menschen, die aus dem Chaos wieder etwas geschaffen haben? Heute kommen die Jungen von der Schule, und kraft ihrer Zeugnisse drücken sie langsam, aber sicher die Alten an die Wand. Namentlich die Vorgesetzten achten nicht, daß ihnen die Erfahrung in der Praxis verständlicherweise fehlt. Ich habe auch mein Examen gemacht. Wir wollen doch einmal ehrlich sein: Es ist so mancher bei der Prüfung zufällig mit durchgerutscht.

Ich finde, das mußte mal gesagt werden. Es ist die Meinung vieler, aber jeder hat Angst, sie zu äußern, da die Meinungsfreiheit doch nicht so groß ist, wie es im allgemeinen immer heißt.

- Biete: 2 Zimmer, 32 qm, mit nicht eingerichtetem Bad, Neubau, Parterre, Werkswohnung, Miete 34,— DM
- Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 50,— DM (669)
- Biete: 2 Zimmer, 32 qm, mit Bad, Speisekammer, 2 Keller, Neubau, Privatwohnung, Parterre, Miete 41,— DM
- Suche: 3 Zimmer, Miete bis 50,— DM (670)
- Biete: 3 Zimmer, 45 qm, mit Bad und Abstellraum, Neubau, Parterre, Miete 49,— DM
- Suche: 2 Zimmer mit Kochnische, Miete bis 40,— DM (671)
- Biete: 2 Zimmer, 30 qm, III. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 27,— DM
- Suche: 2½—3 Zimmer, Miete bis 60,— DM (672)
- Biete: 2 Zimmer, 40 qm, mit Bad und Abstellraum, Parterre, Werkswohnung, Miete 37,— DM
- Suche: 2½ Zimmer, möglichst mit Bad und Balkon, Miete bis 70,— DM (673)

- Biete: 3 Zimmer, 50 qm, abgeschlossen, II. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 35,— DM
- Suche: 3—4 Zimmer, evtl. mit Bad, Miete bis 70,— DM (674)
- Biete: 3 Zimmer, 45 qm, abgeschlossen, II. Etage, Altbau, Werksnähe, Miete 48,— DM
- Suche: 2 Zimmer, möglichst abgeschlossen, Miete bis 45,— DM, in Wambel (675)

- Biete: 3 Zimmer, 50 qm, mit Bad und 2 Kellern, Neubau, Werkswohnung Kaiserstuhl, Miete 47,— DM, oder 2 Zimmer mit Toilette, abgeschlossen, Werkswohnung Westfalenhütte, Miete 22,— DM
- Suche: 3 Zimmer, abgeschlossen, Parterre oder I. Etage, Miete bis 50,— DM (676)

- Biete: 3 Zimmer mit Bad, Speisekammer und Nebengelaß, Erdgeschoß, Werkswohnung, Miete 39,— DM
- Suche: 3½—4 Zimmer mit Bad, Miete bis 60,— DM (677)

- Biete: 2 Zimmer, Altbau, 40 qm, III. Etage, Privatwohnung, Miete 27,— DM
- Suche: 2½—3 Zimmer, abgeschossen, Miete bis 60,— DM (678)

- Biete: 3 Zimmer mit Bad, Balkon, Speisekammer, Parterre, Werkswohnung, Miete 36,— DM
- Suche: 2½ Zimmer mit Bad, möglichst außerhalb, Parterre oder I. Etage, Miete bis 60,— DM (679)

Anfragen: Pressestelle, Stahlwerkstr. 119 (ab Ende Februar: Eberhardstr. 23), Werk-ruf 4116 (Frl. Ottensmeyer)



Wohnungs-Tausch



Biete: 3½ Zimmer, 58 qm, mit Bad, Neubau, II. Etage, werksgeb. Wohnung, Miete 64,— DM

Suche: 2½ Zimmer mit Bad, I. oder II. Etage, Miete bis 50,— DM (658)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, mit Toilette, Speisekammer, 2 Keller, abgeschlossen, Privatwohnung, Parterre, Miete 31,— DM

Suche: 2 Zimmer mit Bad, I. oder II. Etage, auch Stadtrand, Miete bis 45,— DM (659)

Biete: 3 Zimmer, 34 qm, abgeschlossen, II. Etage, Altbau, Werkswohnung Kaiserstuhl, Miete 38,— DM

Suche: 3½ Zimmer mit Bad, Miete bis 80,— DM (660)

Biete: 3 Zimmer, 50 qm, mit Bad, Neubau, Parterre, werksgeb. Wohnung, Miete 52,— DM

Suche: 3 bis 4 Zimmer, Etagenwohnung, Miete bis 100,— DM (661)

Biete: 2 Zimmer, 48 qm, mit Balkon, abgeschlossen, Altbau, IV. Etage, Privatwohnung, Miete 30,— DM

Suche: 2—3 Zimmer am Stadtrand, Miete bis 40,— DM (662)

Biete: 2½ Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, Parterre, Altbau, Privatwohnung, Miete 41,— DM

Suche: 3 Zimmer, abgeschlossen, Miete bis 60,— DM (663)

Biete: 3 Zimmer mit Kochnische, 48 qm, mit Bad, Neubau, III. Etage, Werkswohnung Kaiserstuhl, Miete 53,— DM

Suche: 2—3 kleine Zimmer, abgeschlossen, Miete bis 40,— DM (664)

Biete: 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, mit Toilette, Neubau, IV. Etage, Privatwohnung, Miete 32,— DM

Suche: 2 Zimmer, abgeschlossen, Parterre oder I. Etage, Miete bis 50,— DM (665)

Biete: 2 Zimmer mit Kochnische, 32 qm, Bad und Balkon, Neubau, Parterre, Werkswohnung, Miete 59,— DM

Suche: 3—3½ Zimmer mit Bad, auch im Vorort, Miete bis 60,— DM (666)

Biete: 2 Zimmer, 34 qm, abgeschlossen, Altbau, II. Etage, werksgeb. Wohnung, Miete 35,— DM

Suche: 3 Zimmer mit Bad, Miete bis 60,— DM (667)

Biete: 3½ Zimmer, 56 qm, mit Bad, Neubau, I. Etage, Werkswohnung, Miete 75,— DM

Suche: 2½—3 Zimmer, nur Privatwohnung, Miete bis 60,— DM (668)



Was ist entscheidend bei der Wahl des Ehepartners

Dichtern und Philosophen wird der Gedanke, die Rätsel der Liebe mit Hilfe von Rechenmaschinen und mathematischen Gleichungen lösen zu wollen, vielleicht absurd erscheinen. Ein amerikanischer Soziologe kam unter Anwendung psychologischer und soziologischer Erkenntnisse und exakter statistischer Zahlen zu einer neuen Theorie der Liebe, der „Ergänzungstheorie“. Nach den Ergebnissen seines achtjährigen Studiums von fünfundzwanzig jungen Ehepaaren dient die Liebe zwischen Mann und Frau im Grunde dem eigenen Ich, das heißt, sie bezweckt in erster Linie das Wohl des Liebenden, nicht das des Geliebten. Jeder Mensch hat die Neigung, sich in jemand zu verlieben, der eine Ergänzung zur eigenen Persönlichkeit darstellt und gleichsam stellvertretend die eigenen unerfüllten und unerfüllbaren Wünsche verwirklicht. Ein robuster, schroffer Ellbogenmensch sehnt sich vielleicht heimlich danach, wieder ein behütetes Kind zu sein. Da er das nicht kann, verliebt er sich in ein schüchternes, zartes Mädchen, das er beschützen kann und in dem er einen Ersatz für das ersehnte andere Ich findet. Das Mädchen wiederum hat sich vielleicht mehr Energie und Tüchtigkeit gewünscht und kommt nun, da sie ihr Leben mit dem seinen identifiziert, zu einer indirekten Wunscherfüllung. So findet jeder im anderen Glück und Erfüllung.

Die Ergänzungstheorie

bietet außerdem die Erklärung dafür, daß viele Menschen sich genau in das Gegenteil des Typs verlieben, den sie immer zu suchen glaubten. Das alles ist gar nicht geheimnisvoll. Da es sich nicht bestreiten läßt, daß Eheleute oft gleichen Verhältnissen entstammen, liegt auch die Annahme nahe, daß man sich oft in jemand verliebt, der einem in seinen seelischen Bedürfnissen ähnlich ist. Damit aber würde man die eigene Persönlichkeit nur verdoppeln. Daher wird ein Mann sich in ein Mädchen, das ihm in dieser Beziehung verwandt ist, entweder gar nicht verlieben, oder die Liebe wird keinen Bestand haben.

Eine der Ergänzungstheorie verwandte Anschauung, die viele Seiten des Liebes- und Ehelebens erklärt, wurde schon in den letzten Jahren von einigen Psychologen vertreten. Aber ihr fehlte das, was dieser amerikanische Soziologe „schlagende Beweiskraft“ nennt, nämlich detaillierte Tatsachen, gewissenhafte Untersuchungen und präzise statistische Zahlen. Durch Befragungen und Tests erhoffte man, für

die allgemeinen Charakterzüge und psychologischen Bedürfnisse

der einzelnen gewisse Anhaltspunkte zu gewinnen. Zwei Jahre lang wurde an der analytischen Auswertung dieser Unterlagen gearbeitet. Als die Analysen fertiggestellt waren, versuchte der Soziologe dann — er hatte die Versuchspersonen weder kennengelernt noch befragt — an Hand kurzer Berichte über jeden Beteiligten die einzelnen Männer und Frauen nach seiner Theorie einander zuzuordnen. Er riet in zwanzig von fünfundzwanzig Fällen richtig. Ein Resultat, das er nicht dem Glück, sondern seiner wohlfundierten These verdankt. Natürlich hofft er, daß die Ergänzungstheorie auch praktische Anwendung findet. Vor allem junge Leute könnten dadurch früh genug zur Selbsterkenntnis kommen und davor bewahrt werden, rein impulsiv eine Ehe zu schließen. Die Statistik beweist, daß bei Mädchen, die vor ihrem zwanzigsten Lebensjahr heiraten, die Chance für eine Scheidung dreimal so groß ist wie bei denjenigen, die zwischen zweiundzwanzig und vierundzwanzig in die Ehe treten, und für das männliche Geschlecht gilt das gleiche.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Ergänzungstheorie eine Hilfe für alle Liebenden zu werden verspricht, indem sie ihnen Verständnis für jene Kräfte vermittelt, die das wunderbarste und ersehnteste aller Gefühle, die Liebe, hervorrufen und erhalten.

(Aus „Das Beste“)

Gardinen und Vorhänge

Wenn man Gardinen oder Vorhänge nach längerer Zeit abnimmt, dann spürt man den keineswegs angenehmen Staubgeruch. Legt man sie anschließend ins Waschwasser, so ist man über den Schmutz, der aus dem Gewebe kommt, geradezu entsetzt. Als die Gewebe noch hingen, sahen sie doch gar nicht so schmutzig aus.

Nun, alle Dinge unterliegen der Verschmutzung und der Verstaubung. Das trifft für Gardinen und Vorhänge in ganz besonderem Maße zu. Wie oft allein werden sie täglich angefaßt — und das nicht immer mit eben sauberen Händen. Außerdem aber schlägt sich in ihnen mit der Luft auch die Zimmerfeuchtigkeit nieder. Sie hält die Staubteilchen fest und bindet so auch zahlreiche Bazillen und Bakterien.

Die meisten Hausfrauen sehen mehr die ästhetische Seite, wenn sie an die Notwendigkeit denken, die Gardinen und Vorhänge zu waschen. Daß die gleichen Gardinen und Vorhänge aber auch heimliche und bisweilen sogar unheimliche Bazillenherde sind, wird viel zuwenig bedacht. Dabei spricht die Schmutzmenge, die beim Waschen der Gewebe zurückbleibt, bereits eine sehr deutliche Sprache.

Gardinen und Vorhänge sollten daher nicht zu lange hängen und möglichst häufig gewaschen werden. Es hält die Räume nicht nur freundlich und hell, sondern ist einfach eine Forderung der Wohnhygiene.

Ganz besonders gilt diese Forderung für die Gardinen und Vorhänge von Zimmern, in denen sich Kranke befinden. Hier können sich die Gewebe zu recht bedenklichen Mikrobenfängern entwickeln. Vor allem aber, wenn es sich bei den Kranken um Träger von Infektionskrankheiten handelt. Es gehört also mit zu einer vorbeugenden Gesundheitspflege, hier die Gardinen und Vorhänge möglichst oft abzunehmen und zu waschen, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, sie zu bedenklichen Infektionsherden werden zu lassen.

Es leuchtet der Puder

Der letzte Schrei der amerikanischen Kosmetikindustrie ist ein Puder, der am Tage schimmert und in der Nacht leuchtet. Er wird aus einer Mischung von Gesichtspuder mit Gold- und Silberstaub hergestellt. Den amerikanischen Frauen ist damit ein wirksames Mittel in die Hand gegeben worden, ihren Männern nachts „heimzuleuchten“.



In Dunkelblau mit Weiß fühlt man sich zu jeder Jahreszeit, und ganz besonders in der dunklen, adrett und korrekt angezogen. Die Prise Weiß — auf diesem Allroundmantel dezent durch große Perlmutterknöpfe vertreten — läßt sich durch Schal, Hütchen und Handschuhe beliebig verstärken. Das wind- und regenfeste Material ist ein „Diolen“-Popeline mit Baumwolle. Der Schnitt zeigt bei aller Tradition ausgesprochenen Chic

Modell: Fulwiline
Foto: TK-Stephan

Neue Wetter-,

Man hat ihn getragen so manches Jahr und möchte' ihn nun länger nicht tragen — den guten alten Mantel. Zwar ist er warm und dick (macht auch ganz schön dick im übrigen), aber ansonsten, auch wenn man sich und ihm den Ruck zur neuen Länge bzw. Kürze gegeben hat, den letzten Chic läßt er vermissen. Das eigene Bild, in diesen Wochen des intensiven Shoppings und Schaufensterlins ganz plötzlich im Spiegel einer traumhaft schönen Auslage auftauchend, wirkt fremd, bisweilen geradezu schockierend... „Wie? Das bin ich im Wintermantel?“ Und dort, direkt daneben, paradien sie, die Mäntel, Paletots und Jacken, wie man sie jetzt trägt! Sie sind $\frac{9}{10}$ -, $\frac{7}{8}$ - und $\frac{3}{4}$ lang und häufig in Begleitung eines schmalen Kleides oder Rocks aus dem gleichen Stoff oder im Composé. Da liegen Paletots in allen Längen oder Kürzen und zeigen ihr kariertes oder pelzverbräuntes Innenleben. Und außen sind sie schlicht Kamel oder für festliche Gelegenheiten Samt und Brokat. Da hängen sportlich-schmale Hänger in Tweed und Flanell mit Tressen und doppelten Knopfreißen, da präsentieren sich überaus schicke Wettermäntel für alle vier Jahreszeiten und Mäntel mit einem Doppelleben, unter dem Namen Wendemantel sehr beehrt.

Ja, die Mantelmode geht neue Wege, Wege, die von neuen Geweben und neuen Lebensgewohnheiten bestimmt wurden. In unserem mit Verkehrsmitteln und Heizung wohlversorgten Zeitalter geht die Tendenz des Tages

Wendemäntel

zu kürzeren Formen, interessanteren Kombinationen und leichteren Stoffen. Ein gutes Beispiel ist der überaus beliebte Wendemantel, den man nach eigener und des Wettergottes Lust und Laune mal mit der Popeline-, mal mit der Wollseite nach außen trägt. Er kommt häufig mit einem zur Wollseite passenden Rock, den die neue Kürze chic und schmal zum Vorschein kommen läßt. Im Wagen hat der sogenannte Autocoat den Mantel alten Stils vom Sitz am Steuer und der Beifahrerin verdrängt. Dieser ebenfalls selten ganz lange, mit rückwärtigem Schlitz gearbeitete Manteltyp gehört schon in die schnittige Phalanx der neuen Vierjahreszeitenmodelle. Sportlich im Schnitt, elegant im Material, kann man sie das ganze Jahr hindurch tragen. Im Winter mit warmem Einknopffutter, im Sommer ohne sind sie aus Diolen mit Wolle oder Baumwolle gearbeitet, in kräftigen oder pastellfarbenen Modetönen, und vereinen die Vorteile der Naturfasern mit nur den modernen, synthetischen Fasern eigenen Vorzügen: Diolen-Mäntel „versitzen“ nicht, die üblichen Sitzfalten hängen sich von selbst wieder aus; sie trocknen schnell nach Regenguß und Schneegestöber und sind so gut wie regen-sicher; sie müssen nicht ewig aufgebügelt werden, nicht einmal nach der Wäsche, die man sogar selbst vornehmen kann, geschweige denn nach dem Benzinbad.

Meine Damen, es ist an der Zeit, den Mantel nach dem Wind zu hängen, der frisch und belebend durch die Mode wirbelt!



Lieben Sie die sportlich-jugendliche Note? Dann wird dieser Vierjahreszeitenmantel für Sie genau der richtige sein: Aus einem mit allen Vorzügen eines modernen Stoffes ausgerüsteten Popeline („Diolen“ mit Baumwolle) in vielen schönen Modifarben (hier aquablau) gibt es diesen ins Modische übersetzten Trenchcoat. Wetterfest und praktisch die doppelt gearbeitete Passe; schützend und kleidsam der übergroße Bubikragen

Modell: Erwin Homagk, Berlin
Foto: TK-Stephan

Wer möchte nicht behütet sein?

Ach ja, wer möchte nicht behütet sein im Grunde seines Herzens? Fraglich wird die Antwort erst, wenn es mit diesem Behütetsein weniger um unser Herz als vielmehr um unseren Kopf geht! So wie das hier der Fall ist! Immerhin wintert es noch oft empfindlich, und die Frage wird für viele geradezu problematisch: Hut oder kein Hut, wenn keiner, was dann? Selbst diejenigen unter uns, die sich in den Kopf gesetzt haben, nichts auf den Kopf zu setzen, sieht man bisweilen nachdenklich vor einem Hutsalon oder Schirmgeschäft verweilen. Und unter der Haube des Friseurs — wohin sie naturgemäß recht häufig eilen müssen — blättern sie sinnend in Zeitschriften, die sich des aktu-

ellen Themas modisch, praktisch und vielseitig angenommen haben. Sind sie nicht doch einfach bezaubernd, diese neuen, farbenfrohen Regenhütchen? Dabei ist das Wort „Regenhut“ eine geradezu trübsinnige Bezeichnung dieser optimistischen und kleidsamen „Behauptungen“. Es gibt sie in allen Formen — für junge, jüngere und auch für würdigere Semester. Sie runden sich naiv hochgeschlagen wie ein Kinderhut um kecke Stupsnasengesichter. Sie werden keck aufs Auge, zumindest in die Stirn gedrückt wie die Jollies der amerikanischen Marine. Man trägt nach wie vor die schicken Lotsenhüte mit zweigeteiltem Rand: vorn schmaler und ganz nach Geschmack hoch- und heruntergeklappt und

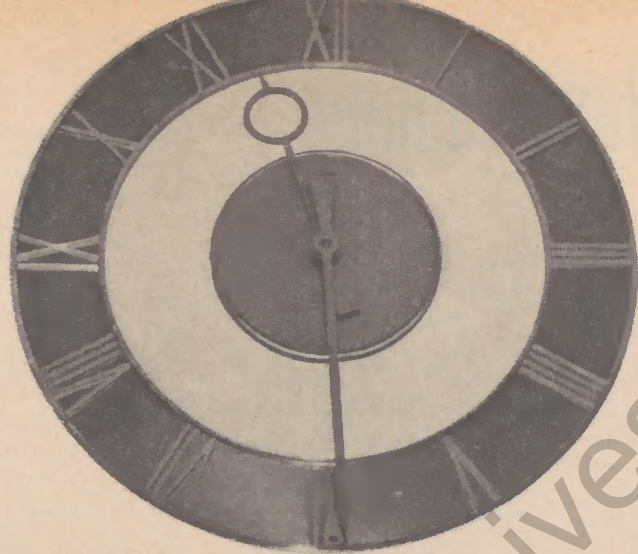
im Rücken breiter, bis über den Kragen reichend. Die Mode beschert sie uns kariert, gestreift, gewürfelt und nicht nur aus Ölzeug, sondern aus regenfester Popeline, wie z. B. Diolen mit Baumwolle, diesem prächtigen Material, das jeden Regenguß im Nu abschüttelt und nach schnellem Trocknen auch ohne Bügeln von selbst wieder glatt und chic wird. Sie haben in der Tasche eines Regenmantels Platz und werden bei Bedarf unzerknittert und -zerknauscht hervorgezogen. Sehr beliebt sind Topfformen aller Spielarten mit der Tendenz je länger, je lieber, je höher, je schöner! Manche erinnern auffallend an die berühmte Ninotschkakappe oder den einen Sommer lang geliebten Eva-Bartok-Hut. Sie alle sind sehr einfach selbst zu machen: aus einem Stück Popeline zum Beispiel (Diolen mit Baumwolle) in einer kräftigen oder pastellgetönten Farbe, abstechend oder Ton in Ton zum

Mantel, zu dem sie übrigens ohnehin sehr häufig mitgeliefert werden.

Wer sich mit Strick- oder Häkelnadel besser auskennt als mit der Nähmaschine, wird die gleichen Formen in genauso frischen, frechen oder sanften Farben aus dicker Kelim- oder Schnellstrickwolle fabrizieren. Zur Garnierung dienen Rips- oder Lederband und Kordeln aus dem gleichen Garn gedreht.

Die flauschig-weichen, runden Mützchen, die sich wie bunte Puderquasten über Kopf und Haare schmiegen, kauft man am besten fertig. Übrigens ein hübsches, kleines Angebinde für junge Damen, die man auf diese Weise charmant unter die Haube bringen kann. Und sicher auch für alle anderen, die das Kleidsame, Praktische und Junge an diesen „Behauptungen“ schon längst entdeckt haben und sich gut und gern behütet fühlen.





hat unsere Mutteruhr

Zehn „Uhrenschleifen“ regeln auf unserem Werk die Zeit

Mit „öffentlichen“ Uhren ist das immer so eine Sache. Wenn nicht gerade ein Junge mit seinem Schlagball die Scheibe über einem ihrer vier Zifferblätter eingeworfen hat, mag ihr Stahlgerüst von Osten her verwittert oder vom Westen her angerostet sein. Sie hat für lang andauernde sommerliche Hitze nicht Öl genug im Getriebe, oder sie ist auf plötzlichen Kälteeinbruch im Winter nicht eingerichtet gewesen; sie steht jedenfalls und überläßt es den Liebespärchen, die sich nach altem Brauch bei und neben ihr verabreden, eigene Zeitmesser am Handgelenk zu tragen oder am (sich beschleunigenden) Herzschlag festzustellen, wann die Zeit fürs Rendezvous gekommen ist.

Solche Extravaganzen darf sich eine Werksuhr nicht leisten. Sie hat zumindest halb-öffentliche Funktion, dann um so mehr, wenn sie an einem so markanten Punkte angebracht ist wie über unserm Eingang III oder Eingang I. Da mußte sie schon die äußerst mögliche Zuverlässigkeit und Präzision aufweisen, als sie noch nicht elektrisch

gesteuert wurde. Es mußte also, auch wenn es sich um eine

alte Pendeluhr mit Handaufzug

handelte, das beste Fabrikat sein, das überhaupt auf dem Uhrenmarkte zu finden war. Weil bei der großen Verantwortung, die auf ihr lastete, nichts passieren durfte, mußte der Uhrendoktor ständig in greifbarer Nähe sein, und für den Fall, daß er unvermutet einen Eingriff bei ihr zu machen hätte, mußte neben ihr eine genau mit ihr gleichgeschaltete Reserveuhr ticken, mit Perpendikel, messingnen Gewichten und zwei Löchern im Zifferblatt, in denen die aufziehende Kurbel sich drehte. Zwei solche Veteranen, laut angehefteter Urkunde am 21. März 1917 in die Dienste des „Eisen- und Stahlwerks Hoesch“ getreten und später durch elektrische Uhren ersetzt, ticken, fast auf die Sekunde noch übereinstimmend, durch den Schichtenablauf unseres Hüttenwerkes, nahe beim Herzen unseres betrieblichen Zeitwesens: im Keller der Hauptverwaltung.

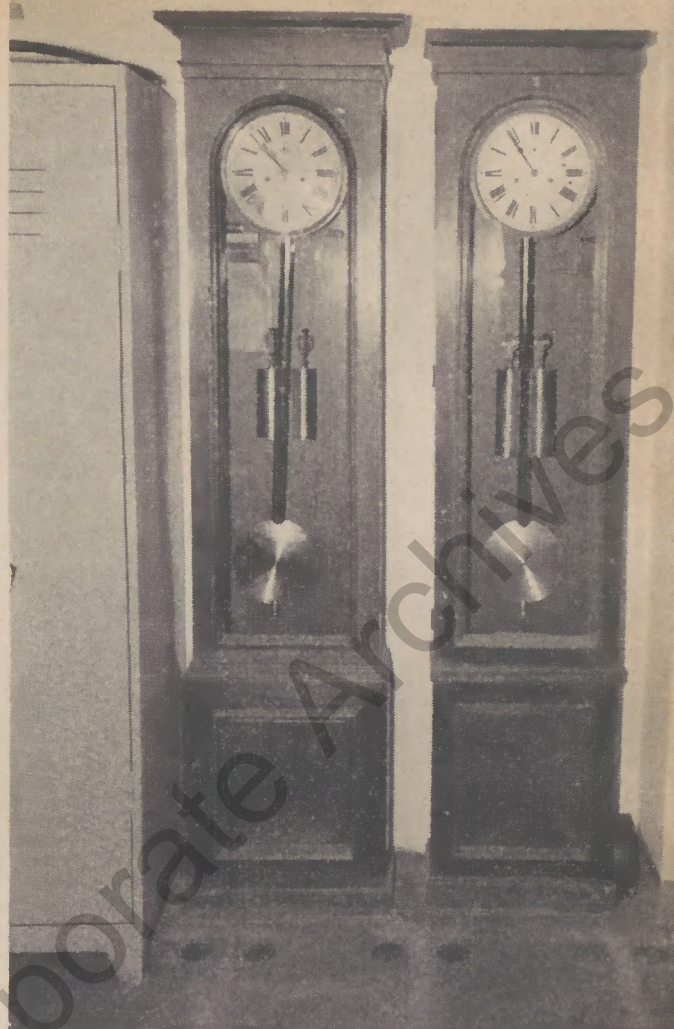
Dort ist immer der Sitz der Mutteruhr gewesen,

„seit wir 1918 die ersten ‚Töchter‘ selber gebaut haben“. Elektriker Heinrich Engelbrecht, der von 1910 an die Anfänge unseres Telefonwesens mitgemacht und sich vom Schwachstrom auf Uhrenanlagen spezialisiert hat, weist mit gerechtem Stolz darauf hin, daß alle selbstgemachten „sechskantige Batterieuhren waren und auf zwölf Volt liefen“. Wiewohl mit viel komplizierter Klein- und Kleinstmontage verbunden, ließ sich das Uhrengeschäft zunächst ruhiger an als z. B. die Pflege der Klingelanlagen, die Gradmesser für die Würde des Herrn Bürovorstehers waren, als es noch kein Werkstelefon gab. Ein Brett mit fünfundzwanzig verschiedenen, mit farbigen Lämpchen versehenen Klingeln war in einem Betriebsbüro keine Seltenheit.

Die „Mutteruhr“, die in den ersten Jahren ihres Elektrolebens noch mit einem Uhrmacher als Leibarzt auskam, verlangte, als die Zahl der Töchter, die man ihr zu-

Die Veteranen aus dem
Jahre 1917 werden nicht mehr
peinlichst gepflegt.
Dennoch differieren
„Urmutteruhr“ und Ersatz
nur um eine Minute

Links die „Mutteruhr“,
rechts die Vizemutter



diktierte, in die Hunderte zu gehen begann, nach einem Elektrospezialisten. Sie bekam ihn. Fernsprechmonteur Josef Helbing, schon seit fünfundzwanzig Jahren mit der Pflege unserer staubdicht und bei konstanter Feuchtigkeit und Temperatur im Hauptverwaltungskeller untergebrachten Telefonzentrale beschäftigt, hat die „alte“ elektrische Mutteruhr ebenso sorgsam betreut, wie er die neue „verarztet“, die vor etwa anderthalb Jahren als

ganz moderne Uhrenzentrale

von unserer Elektroabteilung eingebaut worden ist. Wieder mit einer Reserveuhr

hütenden, mit säurefester Fußbodenkachelung und ebenso säurefestem Anstrich versehenen Räume untergebracht. Es wird alles getan, um die Sekundengenauigkeit der Zentraluhr zu hüten und zu garantieren — um ihrer selbst und ihrer Töchter willen ebenso sehr wie um unsern Willen, die wir in mannigfacher Beziehung vom präzisen Gang der Werkszeit abhängig sind.

Stimmt mal irgendwas nicht

mit den Tochteruhren am Eingang III oder Eingang I, dann muß der Fachmann ihr als Klettermaxe zu Hilfe kommen und durch



„Uhrenvater“ Heinrich Engelbrecht mit einer seiner jüngsten „Töchter“. Sie wurde erst im Sommer in seine und der „Mutteruhr“ Obhut gegeben

(Haupt- und Nebenstelle), für den Fall, daß an der Mutteruhr eine Reparatur vorgenommen werden muß oder daß die auf Revers sitzenden Kontakte, mittels derer sie den Gang ihrer über dreihundert Töchter steuert, fachkundig gereinigt werden müssen. Wenn die Hauptstelle aus solchen Gründen ausfällt, schaltet sich die Nebenstelle automatisch ein.

Die Batterie für die Uhrenanlagen ist ebenso wie die Batterie für unsere Fernsprechanlage in einem stets verschlossenen, vor offenem Licht und Temperaturwechsel zu

eine Klappe ins Getriebe greifen. Streikt eine der „normalen Innenuhren“, von denen wir nur das Zifferblatt sehen, so wird der zu Hilfe gerufene Spezialist das „Gesicht“ abnehmen und kundig in ein Gewirr von Drähten hineinfassen, das plötzlich aus der Wand ragt oder hängt.

Auf noch raffiniertere Weise rückt er den (seltener auftretenden) „Schmuckuhren“ zu Leibe, die, je nach künstlerischem Plan, dem Besucher alles mögliche über die Vergangenheit des Werkes oder der Stadt Dortmund erzählen und ihn nebenbei auch

Hüttenjungmann Claus Geveler drückt
einem Fernschreiben mit der „Stempeluhr“
Uhrzeit und Datum auf



vom Stande der Zeit unterrichten. Am
verwickeltesten aber ist der Umgang mit der

„Stempeluhr“ im Fernschreibbüro,

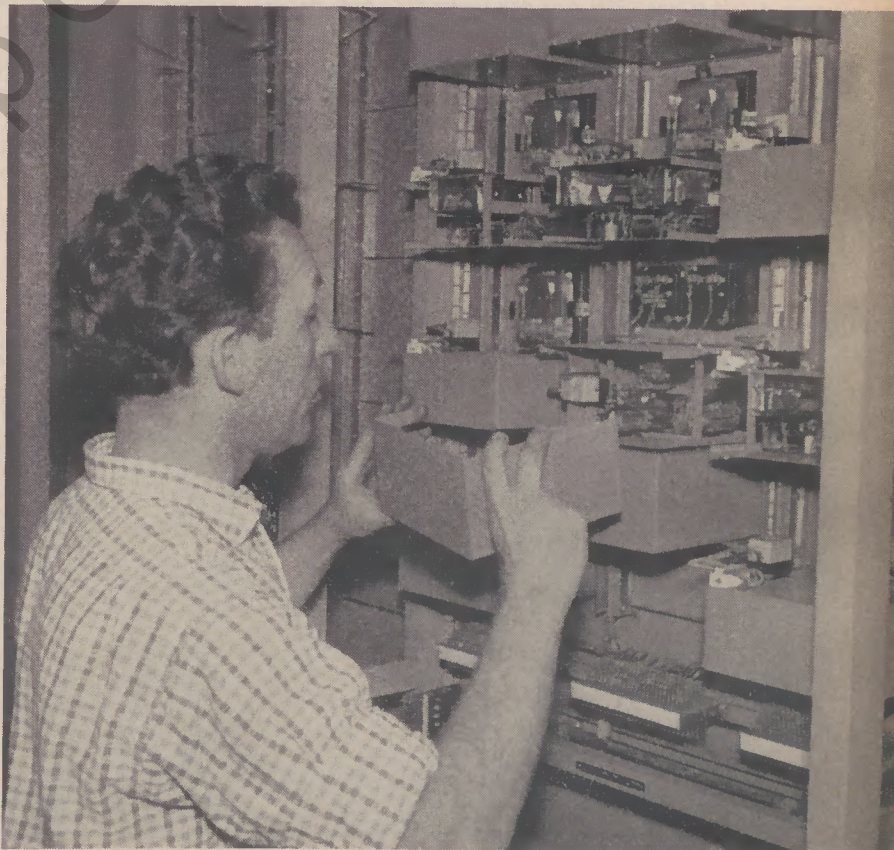
die auf jedes ein- und ausgehende Fern-
schreiben Tag, Monat, Jahr, Stunde und
Minute drückt. Wenn sie ein Wehwehchen

hat, dann muß sie in die Spezialklinik
eingeschickt werden, und man weiß ja,
wie lange die Kuren dort dauern!

„Wieso Mutteruhr?“ sagten sie in der Foto-
abteilung, als die Zeit für die Aufnahmen
verabredet wurden, „und wo sitzt die
Vateruhr?“ Die haben wir auf unserem

zeittechnischen Besuchsgang nirgends ent-
decken können. Lassen wir's dabei be-
wenden, daß wir zu unserer zeitlichen Be-
treuung zwei gute und absolut zuverlässige
Dinge haben, die zusammengehören und
einander ergänzen wie Eltern: die „Mutter-
uhr“ und den „Uhrenvater“.

Fernsprechmonteur Josef Helbing
beim Reinigen der Kontakte, mittels derer
die Uhrentöchter gesteuert werden



ER WAR IM VORHOF DER OLYMPIADE

Unser Amateurboxer Hans Rahn kramt in Erinnerungen

„Erlaubt dir denn dein Vater, daß du bei uns boxen lernst?“ fragte Schuster Brinkmann, der Trainer des „Boxvereins Edelstahl“ in der Münsterstraße, den schwächlichen Elfjährigen, der — vorsorglich in Sportzeug und Trainingsanzug — zur Anmeldung für einen Boxkursus vor ihm stand. „Jaha! Meinem Vater ist es recht, wenn ich robuster werde.“ — „Soso. Wo arbeitet denn dein Vater?“ — „Mein Vater, der ist bei Hemsoth!“ — „Haha“, lachte Schuster Brinkmann, „dann liegt das Robuste wohl bei euch in der Familie. Kannst dich ausziehen. Halt, ich muß ja noch aufschreiben. Wie war der Name?“ „Hans Rahn mit h.“ — „Wann geboren?“ „1925.“ — „Ist gut.“

Hans, der hauptamtlich in die Burgholzschule ging, wußte schon genug von seinem Hobby, um nicht zu erwarten, daß er

gleich beim erstenmal die „Hantschen“ ankriegen würde. Mit Gymnastik ging es los und Seilchen springen. Wer zum „Schattenboxen“ (gegen einen nur vorgestellten Gegner) zugelassen wurde, der hatte es schon zu dem nötigen Grade von Fitsein und Muskellockerung gebracht. Mit Handschuhen, so nach sechs bis acht Wochen, ging es dann ans „Sparringmachen“, das mit allen Schikanen gut zwei Jahre lang betrieben werden mußte, ehe der erste Kampf stieg in einem Lokal am Steinplatz. Hans Rahn, der es nach den ersten drei, vier Kämpfen schon zum Jugendmeister des Bezirks Dortmund gebracht hatte, wurde durch den Krieg, der mit seinen vorletzten Griffen 1944 auch diesen (nicht mehr schwächlichen) Jungen erfaßte, nur vorübergehend in seinem sportlichen Streben „gestört“. Zum Einsatz kam er im Westen; von den Amerikanern, die ihn



Hans Rahn
in seiner Glanzzeit



Heute daheim
in ruhiger Beschaulichkeit
mit Erinnerungsstücken
und -büchern
an und aus Helsinki

gefangennahmen, wurde er nach Marseille gebracht, wo — man höre und staune — die Ernährung sehr gut und der sportliche Aspekt für ihn so günstig wie noch nie war:

Er traf dort den Europameister im Fliegengewicht Hans Schiffers aus Mönchengladbach. Klar, daß die beiden gegeneinander antraten und daß sie eine Boxstaffel aufzogen, die qualitativ hervorragend und auch sonst einzig in ihrer Art war: Die südliche Sonne hatte die Jungs aus dem deutschen Norden dermaßen verbrannt, daß man sie allgemein nur „die braunen Bomber“ nannte.

1946 heimgekehrt, mußte man erst einmal an eine berufliche Ausbildung denken. Weil man etwas suchte, was nicht viel Zeit kosten sollte und das auch so geartet war, daß man die aus Marseille mitgebrachten Kräfte erhielt, schien Schlosser das richtige zu sein, Stahlbauschlosser.

Und dann suchte man sich einen Verein. Bei „Viktoria“ Dortmund-Körne arbeitete man sich zum Bantam- und zum Federgewicht, schließlich zum Mittelgewicht hoch. Bei und mit „Viktoria“ empfing mangastlich und sportlich eine Amateurboxer-Abordnung aus Finnland, die kampfeshalber und im Vorgeplänkel zur 1952 in Helsinki geplanten Olympiade nach Dortmund kam. Fünfzehn Mann von „Viktoria“ wurden dann prompt von den Finnen wieder eingeladen, zum Rückkampf und schon zur Vorprüfung für die Olympiade.

Drei Wochen sollte die Reise dauern, und den Tarifurlaub setzte man natürlich dran. Finnland — das war ein Urlaubsziel! Juni—Juli mit den hellen Nächten, das ist

ja auch die beste Zeit für da oben. Drei Tage dauerte allein die Reise. Herzlich war der Empfang im Hotel. Die Hütten im olympischen Dorf waren noch nicht fertig. Sprachlich gab es keinerlei Schwierigkeiten, denn man hatte einen Dolmetscher bei sich, — aus Aplerbeck.

Besichtigung des fast vollendeten Olympiastadions, des olympischen Dorfes, des Hafens... Dann begann das Training mit einem Waldlauf und — echt finnisch — mit einer Sauna einschließlich Birkenrute. Es gefiel den Deutschen ausgezeichnet. Und am nächsten Tage ging es mit den Kämpfen los. Der erste fand in Lahti statt, der zweite in Jyväskylä, der dritte („so hoch im Norden, daß man auch mit einem Eisbären hätte ringen können“) in Cocola. Die beiden ersten Kämpfe gingen unentschieden aus. Im dritten siegte der gleiche Gegner, der beim zweiten gegenüber Hans Rahn unentschieden gekämpft hatte, sehr fair, wie alle Finnen. Der stieg ein paar Wochen später in die Olympiade ein und holte sich auch eine Medaille. Er muß also wohl recht ordentlich was gekonnt haben.

Heimgekehrt, ging Hans Rahn daran, sich in drei Kämpfen durchzuboxen gegen Gegner, die darum so „hart“ waren, weil sie entweder zwei Köpfe größer oder aber erheblich schwerer waren als er. Und dann, als es in steiler Kurve aufwärtsgehen sollte mit den Leistungen, fiel ihm in unserm Drahtwalzwerk, wo er 1948 angefangen hatte (jetzt arbeitet er in der Waggonwerkstatt), etwas so nachdrücklich auf den Fuß, daß der Knöchel gebrochen wurde. Als Rahn sich, eingegipst, vorschriftsmäßig ruhig verhielt, ging es ihm wie allen Sportlern, die ein hartes Training plötz-

lich unterbrechen: Er nahm zu. Und — noch schonungsbedürftig — nach zehn Wochen Zwangsfeiern einen Viertelzentner wieder abtrainieren, das ging nicht.

Er machte aus der Not eine Tugend und wurde aus einem „Aktiven“ ein „Förderer“ des Amateurboxens, der bei jeder großen Veranstaltung eisern gucken ging. Seine Frau Elisabeth, die er als blonde Handballerin bei „Viktoria“ kennengelernt hat, braucht nicht jedesmal mitzukommen. Sie hat als Braut zuviel mitgemacht, wenn sie Nasen bluten und Zähne fliegen sehen mußte. Sie war auch dabei, als ihr Hans mal durch die Seile ging („als ich merkte, daß ich noch lebte, war ich froh!“ sagt er dazu), und „die einhundertzwölf Pfund Bantamgewicht haben ihr doch zu leid getan dabei“.

Zwischen den Bildern und Zeitungsausschnitten aus jener Zeit ist eine Aufnahme aus Steele, wo die begeisterten Zuschauer ihrem Hans Rahn noch im Ring in jeden Hantschen ein Mettwurstchen gesteckt haben. Es gibt auch eine traurige Erinnerung an den im Ring umgekommenen Karl Heinz Bick. Und Notizen, die daran mahnen, daß Hans Rahn „mit dem Dicken“ (Heinz Neuhaus) im Boxverein Edelstahl „groß geworden ist“. Es ist auch ein Pokal dabei, nicht vom letzten der einhundertundachtzig Kämpfe, die Hans Rahn durchgestanden hat („und nur einmal k. o. geschlagen wurde“), sondern vom hundertsten Kampf: „ÖSG Viktoria... unserem vorzüglichen Kämpfer Hans Rahn...“ Den Pokal kann man aufmachen. Wenn ich Frau Rahn wäre, würde ich diesen erinnerungsträchtigen, glückhaften Silberbecher auch als Sparbüchse gebrauchen.

In Helsinki: erster linker schwarzer Pudelmützenträger



Rechtzeitig um Rat fragen!

„Wie kann den Schwerbeschädigten geholfen werden?“ Das überlegen sich in regelmäßigen Sitzungen (von links:) Heinz Stang, Stadtinspektor Windmann vom Sozialamt, Landesamtmann Schunicht von der Landeshauptfürsorge, Stadtinspektor Fuhrmann und Stadtamtmann Bayard vom Sozialamt und Schwerbeschädigten-Vermittler Hahnebeck vom Arbeitsamt

Wir wollen mal annehmen, daß du dich verschlafen hast (soll ja vorkommen, auch bei andern!). Du stürzt dich in deine Kleider und rast ohne Frühstück los (nicht zum erstenmal!). Und du hast Glück: An einem Zipfel erwischst du sie noch, die „Zwei“, die „Neun“, die „Fünf“ oder die „Drei“. Und wenn es klappen soll (und warum sollte es nicht?), schnappst du am Burgtor oder am Steinplatz noch die „Vierzehn“. Führt sie bereits, so wird das ein Sprung auf das Trittbrett, um den ein Olympiakämpfer dich beneiden kann (oder auch nicht, wenn du nämlich vorbeispringst!).

Wenn dir der Sprung danebenging, wirst du vielleicht im Unfallkrankenhaus darüber nachdenken müssen, daß er dein Bein gekostet hat, und du kannst noch froh sein darüber, daß die Heilung ohne Komplikationen fortschreitet. Aber du bist weit davon entfernt, froh zu sein, denn einmal hast du erhebliche Schmerzen, und dann sitzt neben deinem Bett deine Frau und schaut dich ängstlich an und weint: „Willem, Willem, was soll denn nun werden?“

Was nun?

Die Frage haben sich allein auf unserer Hütte 640 anerkannte Schwerbeschädigte und etwa 80 Zivilbeschädigte gestellt, wenn sie wieder zu sich kamen: auf dem Verbandsplatz, im Lazarett, auf dem Transport ins Krankenhaus oder beim Aufwachen aus der Narkose. In den meisten Fällen verändert ein schwerer Unfall das Leben des Betroffenen von Grund auf.

„Machen Sie sich mal keine Sorgen!“

Den Mann, der da so ermutigend auf ihn schaut, den muß er doch von irgendwoher kennen? Na ja, wie man sich eben so kennt im Betrieb. Der hat auch einen künstlichen Arm, der Mann. Der weiß also, wie's einem zumute ist, wenn man so daliegt. Natürlich, wenn er seinen Namen nennt, kriegt man's gleich zusammen: Werkzeitschrift, Schwerbeschädigtenversammlung... Unser Obmann ist's, Heinz Stang. Der wollte mal fragen kommen, wo's denn am dringendsten fehlt. Vor fast sieben Jahren an Stelle des pensionierten Schwerbeschädigtenvertreter Karl Ahrens und seines Nach-

folgers, des so bald verstorbenen Leo Eilebrecht, gewählt, ist Heinz Stang mit der ganzen Schwerbeschädigtenproblematik so vertraut, daß man ihn „die wandelnde Antwort auf ratlose Fragen“ nennen könnte. Die so gern belachte Witzwendung „gewußt wo“ darf man in diesem Falle abändern in „gewußt wohin“: Für jemanden, der einen Schicksalsschlag in Form eines schweren Unfalls verkraften muß, ist es von unschätzbarem Wert, wenn er rechtzeitig gesagt bekommt,

an welche Behörden er sich wenden muß,

um Rat, Hilfe, Überbrückung, Unterstützung, Umschulung, Rente, Prothesen, Krankenwagen, kurz, alles das zu bekommen, worauf ein schwer Geschädigter in einem sozialen Staate Anspruch hat.

Als Vertreter von 720 Schwerbeschädigten hält Heinz Stang engen Kontakt mit den Behörden der Stadt Dortmund wie des Landes Nordrhein-Westfalen. Auf dem Versorgungsamt kennt man ihn ebenso gut wie auf dem Arbeitsamt und bei der örtlichen Fürsorge. Er vertritt seine Schützlinge bei der Landesfürsorge in Münster und beim ebenfalls in Münster beheimateten Landschaftsfürsorgeverband, um dort Beihilfen für Zivilbeschädigte anzufordern, und beim Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Man kann ihn fragen, ob und wann es an der Zeit ist, einen

Verschlimmerungsantrag

einzureichen. Und er kann dafür sorgen, daß gegebenenfalls nach Gerichtsverfahren

notwendige Schritte getan werden, ehe die Einspruchsfrist von vier Wochen vorbei ist.

„Nicht resignieren!“

das ist ein Rat, den Heinz Stang immer wieder gibt. Irgendein Weg findet sich schon, wenn man ernsthaft sucht. Ist bei der einen Behörde nichts zu machen, dann versucht man es bei der andern. Man verhandelt mit dem Versorgungsamt, mit der Landeshauptfürsorge, man fragt einen, der den Beruf wechseln muß, nach Neigungen und läßt seine Eignung entweder im Arbeitsamt oder in unserer Lehrwerkstatt prüfen, wo schon mancher Umschulungskursus mit gutem Erfolg durchgeführt wurde. Wer in einem Betrieb mit so vorbildlichen Sozialwerkstätten arbeitet, wie wir sie auf der Westfalenhütte haben, braucht sich um „Notdurft und Nahrung“ auch nach dem schwersten Unfall keine Sorge zu machen. Und was

die Beschwerden am Rande

angeht, das mühsame Treppensteigen für Beinverletzte, das Gefühl der Enge, das Hirnverletzte in kleinen Wohnungen nicht ertragen können, so wird dieserhalb guter Kontakt mit unserer Wohnungsverwaltung gehalten.

Acht über das Werk verteilte Schwerbeschädigten-Vertrauensleute stehen Heinz Stang in seiner Sorge um die ihm Anvertrauten und die ihm Vertrauenden zur Seite.

Zwei Höhepunkte

hat das Jahr für unsere um so vieles, was leicht und schön ist im Leben, betrogenen schwerbeschädigten Arbeitskameraden: Das Weihnachtspäckchen, das diesmal außer mancherlei guten Dingen zwei Piccolo-Sektflaschen enthielt, und das große Sommerfest in der Kleinen Westfalenhalle.

Für den normalen Jahresablauf gilt nach wie vor, was im August 1950 der damalige Geschäftsführer des Reichsbundes, Hans Sommer, sagte: „Wenn jedes Werk und jeder Betrieb eine derart vorbildliche Sozialpolitik betreibt wie die Westfalenhütte (seit 1922), die er als Vorbild für ganz Westdeutschland bezeichnete, dann sei manches Schutzgesetz für die Schwerbeschädigten unnötig.“

Regelmäßig werden die kranken Kollegen besucht. Hier Heinz Stang mit Hans Thubeauville (links) am Krankenlager des Kollegen Wilhelm Schuler, Eisenbahn



det“ oder „organisiert“, wenn man nur an der rechten Stelle die Augen offenhält. Und dann braucht man wohl noch das, was die Leute „eine glückliche Hand“ nennen. Aber davon ist mir nichts bewußt. Ob ich die Ableger in die Erde stecke oder erst im Wasser ein bißchen antreiben lasse, sie kommen an (darum soll ich sie für andere ja auch immer einstecken, nur Töpfe und Erde kann ich nicht dazu-liefern). Und was den Erfolg von „meinem System“ angeht: Haben Sie sonst schon mitten im Winter Clivia so blühfreudig gesehen?“

Blumenvater in der Hauptverwaltung ...

„Nein, was haben Sie für wunderschöne Blumenstöcke!“ sagen die Leute, die in der Technischen Registratur der Neubauabteilung etwas fragen, nachsehen oder holen möchten (meist sind es Mitarbeiterinnen jeden Alters und jeden Grades von Naturbegeisterung), „kann man da nicht mal einen Ableger bekommen?“ Bis etwa vor einem Jahr war es der „Goldene“ Franz Willdau, der dann freundlich lächelnd antwortete: „Warum nicht? In unserer ‚Treibhausluft‘ hier gibt’s Ableger genug.“ Wie seine prächtig gedeihenden Schützlinge heißen, das können Bitters Besucher und Besucherinnen meist besser sagen als er selber. Er kümmert sich mehr um die Praxis als um die Theorie. Und die Praxis hat ihn gelehrt, daß man es — wenigstens unter den bei ihm bestehenden Verhältnissen — anders halten soll, als die theoretischen Lehrsätze besagen: „Reichlich gießen“ ist seine Devise.

Während der Hitzeperiode dieses Sommers und Frühherbstes geschah es an jedem zweiten Tag, jetzt zweimal in der Woche, „dann aber reichlich“. Der Wasserreichtum läßt sich nicht verleugnen: zentimeterhoch steht es in den Untersätzen, nicht nur bei Schiefblatt und Clivia, wo auch die Durchschnittserfahrung des Feld-, Wald- und Wiesen-Blumenliebhabers es noch vertreten würde, sondern auch bei Kakteen. „Es hat mir nie einleuchten wollen“, erklärt Heinrich Bitter bedächtig, „daß Tropenpflanzen wenig Wasser brauchen. Ich stehe auf dem Standpunkt: Was viel Grün hervorbringt, braucht viel Nahrung. Und so ’n großer Kerl, wie der Kaktus hier, der muß auch tüchtig was zu essen haben, meine ich. Meine Frau ist zwar anderer Meinung. Die gibt ihren Blumen immer so ’n paar Tropfen bei — da kann ja nichts draus werden! Licht müssen sie haben, und das haben sie hier. Luft, Wärme und natürlich kräftige Erde. Die mussel’ ich so zusammen, wissen Sie, aus ausrangierten Blumentöpfen, aus Teilen von Torfbällen, die man so groß, wie in der Aktentasche transportierbar, „fin-

... Blumenmutter in der Werkswäscherei

„Nein, was haben Sie für wunderschöne Blumenstöcke!“ sagen die Leute, die zum Bringen und Holen der Arbeitsanzüge in die Werkswäscherei kommen (meist sind es Mitarbeiter jeden Alters und jedes Grades von Naturbegeisterung), „kann man da nicht mal einen Ableger bekommen?“

„Warum nicht?“ antwortet lächelnd die für Annahme und Ausgabe der blauen Berge und für alle Pflanzen in allen Fenstern verantwortliche Frau Gertrud Hewel, „in unserer ‚Treibhausluft‘ hier gibt’s Ableger genug. Ich schenke sie Ihnen, denn die übliche Art, zu Ablegern zu kommen, können Sie hier ja nicht anwenden.“ — „Die übliche Art?“ — „Ableger muß man klauen!“ schallt es aus dem Hintergrunde, „sonst kommen sie nicht an.“ Frau Hewel lacht: „Klauen? Da muß mal einer eine Doktorarbeit drüber schreiben, wie man das Besorgen bei Ablegern nennt. Mundraub ist es bestimmt nicht; ebenso wenig wird man das Abknipsen im Vorübergehen und das halbgedankenlose Mitnehmen als Diebstahl bezeichnen. Jedenfalls können Sie sich darauf verlassen: Der Ableger, den ich Ihnen schenke, geht an.“

Hat Frau Hewel etwa auch die „glückliche Hand“? Sie hat das, was die Hand glück-

haft macht: ein warmes Herz und das Bedürfnis, jemanden zu umsorgen. Dieser Jemand stellte sich einige Wochen nach Eröffnung unserer neuen Werkswäscherei im Spätherbst 1957 ein. Genaugenommen waren es zwei Jemande: eine „rote Nessel“ und eine „Spinne“, Blumenstöcke, zur Einweihung gestiftet und nicht glücklich auf dem Paradeplatz auf dem Schreibtisch bei Wäschereileiter Wilhelm Stein. „Sehen ziemlich ’runtergekommen aus, was? Wollen Sie die nicht mal hochpflegen, Frau Hewel?“ Frau Hewel wollte. Sie topfte sie um in Erde, die aus der kräftigsten Ecke des Werksgärtnerkomposthaufens besorgt worden war. Sie stellte sie in ein Sonnenfenster, deren die Wäscherei viele hat, und sie begoß sie „regelmäßig, aber mäßig“. Binnen kurzer Zeit erhielten sie sich, sie begannen üppig und kräftig zu werden, Ableger zu liefern, die ins Fenster nebenan kamen, und sie zogen andere Wurzel- oder Blattkranke an. Bald war das dritte Fenster gefüllt mit Blumentöpfen, die für ein paar Wochen „in Pension“ gegeben worden waren (zum Aufpäppeln), und im vierten Fenster machten „kröpelige“ Geschöpfe die ersten Kletterversuche an Stellagen aus Weidenabfällen aus den Sozialwerkstätten, wo man auch was von Blumenpflege versteht.



... da stand er ohne Hosen da

Kalte und

warme Unfallquellen im

winterlichen Werksgelände

Glatteis am Klärteich? So 'n Bart! Jeder, der während der drei anderen Jahreszeiten da vorbeigeht und sieht, wie das Werkswasser zwecks Anreicherung mit Sauerstoff aus Düsen versprüht wird, weiß, daß sich der Dunstschleier auch auf den angrenzenden Werkswegen niederschlägt. Bei den Kühltürmen ist's genauso glatt, je



nach Windrichtung. Daß die Platzkolonne nicht überall zu gleicher Zeit sein kann, um zu streuen, leuchtet auch jedem ein. Da paßt man schon auf. Aber da wir gerade von Glatteis reden:

Für die Wendeltreppe an der Erzbrücke

pack ich mir am Wintertag immer zwei Hände voll Sand in die Jackentasche. Die hat's nämlich in sich, für Leute zumal, die es eilig haben. Für die ist sie schließlich auch dahingesetzt worden, so senkrecht und so drehwurmig steil, wie sie ist. Man sollte meinen, wer die ein paarmal in der Woche besteht, der würde auch mit den geländerlosen Stahlblechstegen über und zwischen den Erzbunkern fertig, zumal die ja peinlich saubergehalten werden. Und dennoch: Es hat schon mancher einen unfreiwilligen Rutsch getan und ist froh darüber gewesen, daß sich auf dem Grunde des Bunkers nicht gerade die

Verschlußklappe öffnete. So als Möller-Bestandteil per Schrägaufzug direktemang in die Hölle fahren — danke. Wollen doch im Winter einmal öfter auf den Stegen streuen.

Eiszapfen sind höchst romantisch

an Skihütten, Klippen, Schiffstakelagen. Mannshoch von Kühltürmen oder den Verbindungsstellen von Gichtgasleitungen (Flanschen) herunterhängend, geben sie zuzeiten auch im Werksgelände malerische Bilder ab, aber demjenigen, dem sie zerschellend auf die Füße springen oder auf den Kopf fallen, vergeht (trotz Schutzhelm) der Sinn für winterliche Romantik.

Es ist ein glattes Wunder, daß während der totalen Finsternis bei Verdunkelung im letzten Kriege nicht die ganze Belegschaft unfallhops gegangen ist. Ganz ohne Außenbeleuchtung (auf die wir ohne Verdunkelungszwang sehr achtgeben sollten) und ohne Beleuchtung der Werkslokomotiven! Ja, da hat eben jeder aufgepaßt, weil er wußte, daß er aufpassen mußte. Heute meinen wir, daß wir's nicht mehr nötig haben, und rennen prompt in grauer Frühe mit der großen Zehe gegen einen Weichenklotz. Hängen uns ans Telefon und beschweren uns haushoch: „War nicht genügend deutlich markiert!“ War doch: In dem fraglichen Bezirk sind die Weichenklötze gerade vor vierzehn Tagen frisch geweißt worden. Wenn der Hüttenstaub einen grauen Schleier drüberlegt, wen will man da zur Verantwortung ziehen? Wo waren Sie denn mit Ihren Gedanken, lieber Kollege?

Drinnen in der geschützten Halle natürlich,

wo der Wind einem nicht mehr durch Mark und Bein pfeift; da kann man sich am Kokschorb erst mal richtig aufwärmen. Man kann, aber mit Vorsicht, bitte. Alles in Ordnung, wenn der Koks im Korb richtig glüht. Hat sich aber keiner drum gekümmert, und schwelt das nur so vor sich hin, dann kann das warme Plätzchen



drinnen gefährlicher werden als der heulende Nordost draußen. Weil sich nämlich Kohlenmonoxyd bildet und weil man von diesem heimtückischen Blutgift, das man weder sehen noch riechen kann, nur einen herzhaften Atemzug zu nehmen braucht, um wegzusein.

Die schlimmste Wintergefahr ist das Gas

Wir wollen uns mal von Obermeister Ludwig Sennlaub, einem der uralten „Vierzigjährigen“, dazu ein Geschichtchen erzählen lassen: „Eines Tages — es liegt Jahrzehnte zurück — war ich mit der Reinigung eines kleinen Ventilators, der das Gas zur Maschine drückte, beschäftigt. Als ich einmal aufsaß, erblickte ich unsern Oberingenieur, der in der Tür stand und mir zusah. Als er nach einer Weile immer noch dort stand, machte ich ihn auf die Gasgefahr aufmerksam. ‚Ich spüre nichts von Gas‘, meinte er gleichmütig und blieb stehen. Einige Minuten später fühlte ich die Verpflichtung, ihn nochmals zu warnen. Aber er blieb stehen und dachte wohl, da wir uns zusammen in dem kleinen Raum befanden, müßte ich doch zunächst die Folgen spüren. Er übersah aber dabei, daß ich auf dem Erdboden zu tun hatte, während er den direkt aufsteigenden Gasen ausgesetzt war, zumal die Tür der einzige Abzugsort war. Kurz darauf bemerkte ich schon, daß der Oberingenieur schwankend Halt suchte. Ich sprang hinzu und führte ihn unter Beihilfe von Meister Warnecke an die frische Luft. Nach einer Erholungspause mußte er sich, unfähig zu weiterer Arbeit, nach Hause begeben.“

Wer „gasig“ wird, läßt sich nicht vorausbestimmen,

denn die unsichtbaren Schwaden ziehen hierhin und dorthin. Daß es aber in den Kellern unterm Martinwerk, unter der Gaszentrale, unter dem Gebläsehaus des Hochofens und an anderen Orten am



gefährlichsten ist, darüber sind sich nicht nur alle Fachleute einig, sondern auch noch alle diejenigen, die in diesen Kellern mal umgekippt sind und von hilfswilligen Kollegen 'rausgetragen wurden oder die sich einen Gasvergifteten über die Schulter schlagen und ans rettende Tages-Licht-Luft-Gemisch befördern mußten. Jeder, der dort zu tun hat, weiß, daß er nicht allein in den Keller gehen darf, eben der Gasgefahr wegen. Über jeder abwärts führenden Treppe steht es zudem in großen Buchstaben schwarz auf gelb gemalt.

Aber es soll Leute geben, die sich grundsätzlich auf den Standpunkt stellen: „Mir wird schon nichts passieren.“ Und es soll auch schon welche gegeben haben, die sich im Laufe der langen Nachtschicht ein Päuschen gönnen und mitten im kalten Winter nahe an einer warmen Leitung ein Nickerchen machen wollten. Zieht ein Gaschwaden gerade da vorbei, wo sie friedlich und verboten murmeln, so haben sie die Mühe des Aufwachens gespart. Die „plötzlich und unerwartet“ verwitwete Mutti allerdings kann ihrem vergasten Willem dann nur ein bescheidenes Holzkreuz setzen, denn sie kriegt keinen Pfennig Rente. Willem war schließlich zum Malochen auf Nachtschicht angesetzt worden, nicht zum Schlafen und erst recht nicht zum — wenn auch unfreiwilligen — Selbstmord.

Auf der Erde wälzen soll man sich, wenn man in Flammen steht,

das haben wir alle schon in der Schule gelernt. Tunlichst auch „in Decken wickeln oder, wenn keine Decken da sind, in Mäntel“. Es ist nur die Frage, ob man es unbedingt zum „Selbstentflammen“ kommen lassen muß. Bei den vorerwähnten Kokskörben kann das, drinnen wie draußen, leicht passieren, wenn man sich

in dem Bemühen, sich den Rücken zu wärmen, von rückwärts allzu nah heranspürst. Aber da man den Erdboden nahe hat (zum Wälzen), wird es bei solchem „Betriebsunfall“ wohl nicht gleich ans Leben gehen.

Nicht ohne Grund aber heißt in Betrieben, die es angeht, ein geschriebenes und auch mündlich immer wiederholtes Gebot:

„Hände weg von Raumerhitzern!“

Eine schwebende Heizung mit einem so anspruchsvollen Namen ist was anderes als die mit Spiraldraht geradezu vorweltlich zum Glühen gebrachte Kochplatte, die wir in Kriegs- und Nachkriegszeiten notfalls mit einer auseinandergebogenen Heftklammer geflickt haben. Raumerhitzer verlangen Spezialmonteure und Spezialreparateure. So steht es auch groß und deutlich auf der Gebrauchsanweisung. Aber wer liest die schon?

„Tu ich ja“, grunzt der Junge, den man vor Schienenübergängen mahnt, vorsichtshalber rechts und links zu schauen, und „Tuuuut!“ ist der Zug direkt neben ihm aus dem Nebel getaucht.

„Mach ich doch“, mault der Elektriker, wenn ihm (zum dritten Male heute) eingeschärft wird, vor Feierabend ja das Einstiegsloch abzudecken; aber dem Mahner bleibt nur die Hoffnung, daß er, wenn der Feierabend da ist, auch wirklich dran denkt.

„Der Sand wird wohl noch reichen“, denken Lokführer und Heizer, jeder für sich. Aber wenn die vereisten Schienen

dann schlüpfriger sind als gedacht, wenn das Bremsen fast zur Unmöglichkeit wird, dann seufzen sie: „Das konnte aber sehr danebengehen!“

Vier Hosen übereinander trug ein Schlosser,

der mit seinem Schlosserkollegen einen Wagen reparieren sollte. Als sie mit dem Anwärmen per Schweißbrenner fertig geworden waren, legte unser wohlgepolsterter Freund seinen Schweißbrenner auf die Erde, und zwar so, daß das Mundstück nach oben gerichtet war. Das hätte weiter nichts ausgemacht, wenn das Brennerventil richtig zuge dreht gewesen wäre. So aber konnte aus diesem Ventil Azetylgas entweichen, das ihm, da er ausgerechnet mit seinem Hosenbein über dem Brennermundstück stand, in die Hose drang. Auch das hätte weiter keine schlimmen Folgen haben müssen, wenn nicht kurze Zeit später ein Arbeitskollege den Vierhosenmann gebeten hätte, ihm bei elektrischen Schweißarbeiten zu helfen.

Da sprühten die Funken, und „Zschzschzschuiiiii ...!“ geriet ein Funke an das in den Hosen aufbewahrte Gas. Nach dem Motto: „Ein Schlag, und du stehst im Hemde“, war in Sekundenbruchteilen der Schlosser mit gar nichts mehr bekleidet: Alle vier Hosen auf einmal hatte der Funke gemeinsam mit dem Gas ihm vom Leibe gerissen, und er konnte noch froh drum sein, daß es nur die Hosen waren, aus denen die Flammen zum Himmel schlugen, während er, schlotternd zwar und mit Verbrennungen zweiten Grades, immerhin noch mal davongekommen war.



(FLOH-) MARKT- SCHAU



Haben Sie schon was auf dem Flohmarkt erworben?
Nur ganz wenig gebraucht, garantiert nicht verdorben?
Wollen Sie nicht mal prüfen, ob sich das lohnt,
für den jedenfalls, der im Norden hier wohnt?
Ach, es drängt Sie zu wissen, wo der Flohmarkt denn sei?
Das bis heut' nicht zu merken, das ist wirklich allerlei!
Gehen Sie durch das Leben denn hin wie im Traum?
Und bemerken Sie niemals: Da sitzt was am Baum?
Ganz einfach mit Reißnägeln eingepinnt,
weil Bäume da nicht so empfindlich sind.
Sie tragen ganz gern mal ein weißes Quadrat;
und steht da was drauf, dann ist's ein Plakat.
Man bekommt, an was man im Traum sonst nicht denkt,
„umständehalber“ so gut wie geschenkt:
Ein Herd, hinten rostig, doch blank noch von vorn
(unser' Mutter, die war darauf eingeschwor'n);
in unsre neue Wohnung, da paßt er nicht 'rein.
Die Wäschepresse gibt's auch mit drein.
Denn wir haben's endlich zu was gebracht
und wohnen (sehr teuer) mit Lift und Müllschacht.
Sein Moped preist warm ein Jüngling hier an,
sehr gut noch erhalten, wirklich nichts dran.
Es ist ihm nur auf die Dauer zu klein,
er hat keine Lust mehr, Chausseefloh zu sein.
Für die neue Freundin, die blonde (apart!),
wird jetzt auf Straßenkreuzer gespart.
Beim „Bild“-Verkäufer ist anzusehn
ein Kinderbett, fast noch wunderschön.
Der Küchenschrank, Schleiflack, einst Mutters Stolz,
wenn er nicht bald weggeht, wird er zu Anmacheholz.
Samstag nachmittag wird „Borussia“ (borsigplatzeigen!)
es irgendeinem kleinen Krautverein zeigen.
Ein „Kegelklub“ sucht „per Baum“ neue Brüder ...
Ist „Flockie“ entlaufen — zum Baum kehrt er wieder!
Zum Fernsehgerät kann man ganz billig kommen,
(da werden die Restraten mit übernommen),
oder die Mittelröhre ist angepufft.
(Wenn der Mann das verschweigt, dann ist er ein Schuft!)
Der „billige Jakob“ braucht keine Reklame;
für den wirkt die Ware, der Koffer, der Name
und der Verkaufstag, psychologisch gewählt
(an dem man uns die Penunsen vorzählt).
Er sagt sich mit Recht: „Auf 'n paar Mark kommt's nicht an,
hat die volle Tüte im Sacke der Mann.
Und für Eva und ihre charmanten Schwestern
jedweden Alters ist heute wie gestern
die Krawatte der letzte Nothelfer-Rat,
wenn er Geburts- oder Namenstag hat.“
„Schlafstelle frei, so modern wie noch nie.“
Früher, da ging man „in Kost und Logis“,
zahlte vierzig und sechzig Mark für Pension
(heute lebt man eine Woche davon!).
Damit ihr der „Kostherr“ nicht durchgebrannt,
ist die Wirtin zur Lohnzahlung mitgerannt.
Es wäre vermutlich gescheiter gewesen,
hätt' sie geschrieben, und hätt' er gelesen:
„Mir fehlt, daß ich glücklich leben kann,
in meiner einsamen Wohnung ein Mann.
Ich wirtschaftete sparsam und koche vorzüglich,
heb einen mit und bin dann vergnüglich ...
Ob wer mich als Hausfrau auch sonst noch will loben,
kann es als ‚Schlafbursche‘ ja mal erproben.“
Man sollte, damit der Flohmarkt erstarkt,
eine Sparte anfügen „Heiratsmarkt“.
Wenn es nicht hinhaut, liest man alsdann:
„Umsonst abzugeben Frau oder Mann,
sehr gut erhalten, nur angebraucht,
(die), der bestimmt für bescheidene Ansprüche taugt.“

Wir ziehen um!



Ende des Monats Februar
verlegen wir unsere Büros
in die 1. Etage des
Hauses Eberhardstraße 23
(Parterre: Sozialabteilung)
gegenüber der
Hauptverwaltung.

Hoischen, Werkruf 48 37
Ottensmeyer, Werkruf 41 16
Weu, Werkruf 54 77
Laufer, Werkruf 54 77
Behrendt, Werkruf 42 91

Das Rätsel

Lösungen aus dem Januarheft

Kreuzworträtsel einmal anders

Waagerechte Wörter: Brikett, Ei, Id, Lähr, Nepomuk, Tuerkis, Lea, Ili, Ria, Nashorn.

Senkrechte Wörter: Bernstein, rite, Elis, Kilo, Re, Edam, Karo, Huri, Ir, Turkestan.

Drei Apfelsorten

Waagerecht: 1. Renette, 7. Kirschen, 8. Herz, 9. Lasso, 10. vie, 11. Ligatur, 16. mot, 17. Nora, 18. Lofoten, 21. Marabu, 22. Lot, 24. Ree, 26. Erz, 28. Boskop, 30. Knie, 31. Sole, 32. Thomas, 33. Not.

Senkrecht: 1. R. I., 2. Erbse, 3. Echlot, 4. the, 5. Ter, 6. Enzian, 7. Kalvill, 12. item, 13. Tomaten, 14. Ur, 15. Rapunzel, 16. Most, 19. Oglio, 20. Nase, 23. Obst, 24. Rosa, 25. Epos, 27. Rist, 29. Sao, 30. Ken.

Gegen Schnupfen: Tee mit Rum

Waagerecht: 2. Harakiri, 7. Elefant, 8. Rum, 10. Seil, 12. Naht, 13. Karin, 14. Traum, 16. Seni, 17. Rost, 19. Rad, 21. Ukraine, 22. Estragon.

Senkrecht: 1. Pedanterie, 2. Hel, 3. Rabe, 4. antik, 5. Routine, 6. Immunitaet, 9. Parnass, 10. stur, 11. Last, 15. Mokka, 18. Sarg, 20. Gin, 21. Ur.

Unser Preisrätsel Nr. 6

Die Lösung dieses Rätsels ist bis zum 15. März 1960 auf einer Postkarte an die Redaktion unserer Werkzeitschrift einzusenden. Selbstverständlich können die Lösungskarten auch in die bekannten gelben Briefkästen in den Betrieben eingeworfen werden. Die Karten dürfen nichts anderes enthalten als die Nummer des Preisrätsels, die Lösung und die vollständige Anschrift des Einsenders. Gehen mehr als 10 richtige Lösungen ein, werden die Gewinner durch Los ermittelt. Die Verlosung erfolgt unter Ausschluss des Rechtsweges.

Zu gewinnen sind: 10 Gutscheine im Werte von je 5,— DM (einlösbar in unseren Verkaufsstellen).

Kreisrätsel

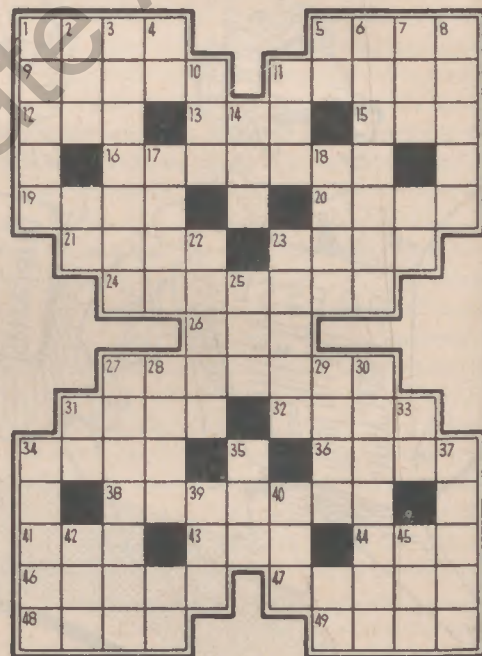
In die Kreisfigur sind nachfolgende fünf-buchstabige Wörter einzutragen, die alle auf R enden. Bei richtiger Lösung nennen die Anfangsbuchstaben einen „bewährten Gegenstand, der zur Arbeitskleidung gehört“.

1. männliches Rind
2. giftiges Gas
3. Waldhüter
4. Angehöriger eines südosteuropäischen Staates
5. Fluß in Italien
6. südländischer Baum
7. Nagetier
8. Bootszubehör
9. Asiate
10. altes Musikinstrument
11. inneres Organ
12. Wundabsonderung



Kreuzworträtsel

Fünfundzwanzig ist besser als befriedigend



Waagerecht: 1. Brasilianischer Staat; danach benannt die dreikantige Nuß, 5. vor Schreck stehen die Haare zu ..., 9. alt-italienische Frühlingsgöttin, 11. Metall, 12. Stadt an der Donau, 13. Affenart, 15. griechische Zyklopeninsel, 16. Tal der Dolomiten, 19. römische Mondgöttin, 20. Mangel an klarem Weg, 21. Himmelsblau, 23. Hauptstadt des französischen Departements Moselle, 24. Stufengestell, 26. Kochen und Gekochtes, 27. gefüllter Blätterteig, 31. Erbanlagen, 32. Grasart, 34. Stadt am Rhein, 36. Stadt in Italien, 38. spitzfindiger Mensch, 41. Bucht, 43. gehört an den Salat, 44. Titel, 46. Lobrede, 47. Gartenunkraut, 48. Wiederkäuer, 49. Nebenfluß der Mosel.

Senkrecht: 1. Große Pfütze, 2. das Universum, 3. Dichtungsform, 4. Flächenmaß, 5. Vorsilbe: doppel-, 6. Begleitmannschaft, 7. irischer See und Schiffskommando, 8. verzeihende Milde, 10. Angsttraum, 11. oft Bezeichnung für Bronze, 14. lateinisch: Luft, 17. altes Wort für Zoll, 18. Schmuck, 22. Ordnungsbegriff der Naturwissenschaften, 23. Drama von Grillparzer, 25. landwirtschaftlicher Betrieb, 27. Fremdenheim, 28. lateinisch: im Jahre, 29. werden auf den Wertschein geschrieben, 30. ehemalige italienische Kolonie, 31. Brettspiel, 33. höchster Wert im Kartenspiel, 34. Nagetier, 35. Lebensgemeinschaft, 37. Lebenszeit, 39. amerikanischer Dichter, 40. Nebenfluß der Saale, 42. orientalischer Männername, 45. Papagei.



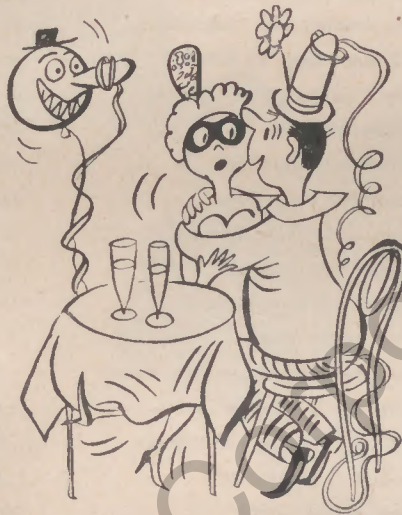
Nach Rosenmontag

„Jawohl, Herr Direktor, auch heute sind alle pünktlich zur Arbeit erschienen, wie immer!“



„Wenn ich endlich in Stimmung bin, mußt du sie mir wieder verderben!“

KURZ GELACHT



„Drück mich doch nicht so!“
„Ich bin doch von der Presse!“



„... aber immerhin, Herr Chef, pünktlich bin ich!“



„Ja, meine Brigitte kommt nur mit einem anständigen langen Rock auf die Eisbahn!“



„Wollen wir also Hand in Hand durchs Leben wandern, mein Fräulein?“
„Wandern? Ich dachte sie hätten ein Auto?!“



„Ah, die letzten drei Krapfen!“

DER HÜTTEN KIEKER



Wenn Ostern spät anfällt im Jahre,
ist's gut für den Karneval.
Man trägt ein paar Wochen länger
hin das Tanzbein keß zum Ball.
Tanzen rechnet fast zur Dienstzeit,
wenn's das Jubiläum gilt:
„Wir bestehen schon zehn Jahre!“
steht auf Dokagesas Schild!
„Aktiv“ ist die halbe Hütte,
„fördernd“ mancher auch dabei,
der sich kühn beim Festesrummel
produzierte „narrenfrei“.
Auf „Helau“ und „noch ein Bierchen!“
warten Altersheime auch:
Oma, Opa froh zu machen

ist guter Dokagesen-Brauch.
Ur-Oma mit Ordensschnalle,
Opapa im Türkenfes. —
Wär so einfach doch zu lösen
die Frage der Kostüme stets!
Je raffinierter die Erfindung,
um so mehr wird Stoff gespart.
Im Nabel wirkt ein Diamant nur
als Bekleidung höchst apart!
Und natürlich rote Haare,
frech-dämonisch aufgespritzt
(nachher wieder abzuspülen), —
Vamps sind doppelt heut gewitzt.
Wird auch nicht wie Farah Diba
jede diesmal Kaiserin,
gekrönt zu sein für einen Abend,
doch, da liegt ein Zauber drin.
Wenn der Jüngling, der bescheidene,
sich im Traume sieht als Schah,
um solche Träume wahr zu machen,
ist der Karneval ja da. —
In den Alltag aufzutauchen,
ist in jedem Fall dann rauh,
Hering hilft auch nicht alleine
gegen Aschermittwochsgrau.
Bei Totalbankerott und Kater
findet Fasten man probat.
Am schnellsten löst sich aus dem miesen
Dunst, wer viel zu schaffen hat. —
An Arbeit sollt's bei uns nicht fehlen,
denn es wird rationalisiert!
Nicht „am grünen Tisch“;
Methoden, in der Praxis ausprobiert.
Keine „cheflichen Gespinnste“,
denen man (wenn's geht) entflucht —
Neuerungen, die Betriebe
letztes Jahr schon überzeugt.
Will man bessern, diskutiert man
erst mal mit dem Mann der Faust
(denn das Geld ist weggeschmissen,
wenn der meutert, weil's ihm graust!) —
Unsere Lehrwerkstatt bereitet
lange schon 's neue „Schuljahr“ vor,
den jungen Jahrgang aufzunehmen.
Wieder ist's ein ganzer Chor:
Rund einhundertsechzig Jungen
wollen Hüttenmänner sein.
Haben Sie ein gutes Zeugnis,
treten froh sie bei uns ein.
Den, der lernen will, zu „testen“,
ist hier (Gott sei dank) nicht Brauch:
kann er was, so sieht man's zeitig
(was er nicht kann, sieht man auch!)
Will man seelisch ausprobieren
Hölzchen, Bildchen, Kleckseriei,
Handschrift, Farbsinn, Schrecksekunde,

dann erlebt man mancherlei.
Man verlangt — sagt man Bewerbern —
ein gewisses Minimum:
Jeder habe zu beweisen,
daß er wenigstens nicht dumm.
Jeder Prüfling, guten Willens,
der dann in dem „Teste“ schwitzt,
glaubt, daß jeder ihn bestanden,
der in sicherer Stellung sitzt.
Nein! Man testete das Testen,
als man in Amerika
Tests von zwölf Generaldirektoren
prüfungskritisch sich besah:
„Alle zwölf durchgefallen!“
kichern Sekretärin, Stift.
„Wegen Dummheit zu entlassen?“
lacht in Fluren man und Lift. —
Ja, so kann man's übertreiben
mit der Psychostrategie.
Kinder großziehn psychologisch?
So schwer wie heute war's noch nie:
Vati kann es leicht passieren,
daß er — heimgekehrt von Schicht —
's Töchterlein zur Nacht will küssen
(Heute sah er sie noch nicht).
Drei Jahre alt, zum Fressen goldig
sieht sie aus als Hemdenmatz . . .
„Na, mein Liebling?“ Welche Schnute
zieht unnahbar denn der Fratz?
„Kennt mein Mäuschen nicht den Vati?“ —
„Vati, geh, hau bloß schnell ab,
daß ich wenigstens am Abend
die Ruhe, die ich brauche, hab!“ —
Schließlich bleibt nur, uns zu trösten,
der astrologische Aspekt,
der fürs ganze Jahr im voraus
meist summarisch freundlich schmeckt.
Jeder hofft für sich das Beste.
Wie ist's Hütten-Horoskop?
Nicht ungünstig, sollt' man meinen,
seit die Produktion sich hob.
Im September einst „geboren“
ist die Hütte „Waage-Typ“,
zuverlässig, ausgewogen,
ungefährdet, im Prinzip.
Eine wichtige „Sternenfrage“,
geht man eine Ehe ein,
ist: „Wie fügt mein Tierkreiszeichen
sich mit ihrem (seinem) ein?“
Der wird gut durchs Jahr hinkommen,
der — ob Steinbock, Widder, Stier,
Fische, Jungfrau — mit der Waage
sich im Gleichgewicht hält hier!
Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr, Adschüß, ihr Leut'.



LAPPES

AUS'M MARTINWERK



H. Kalisch

MIT WERKZEUG DAS DEFECT UND SCHLECHT
MACHST DU KEINE ARBEIT RECHT
SIE BRAUCHT VIEL ZEIT UND IST BESCHWERLICH
UND OBENDREIN AUCH NOCH GEFÄHRLICH

DRUM HAT ES KEINER JE BEREUT
DER STETS BEDACHT AUF SICHERHEIT
DOCH WIRD ES SO WIE HIER GEMACHT
IST EIN LOB NICHT ANGEBRACHT

Wer bin ICH?

ICH

BIN MÄCHTIGER als
alle Armeen der Erde.

ICH

VERNICHTER mehr Güter als
alle Bomben und Kanonen.

ICH

TÖTER mehr Menschen
als alle Kriege.

ICH

VERSTÜMMLE Jahr für Jahr
ungezählte Männer und Frauen.

ICH

BRINGE Krankheit,
Siechtum und Tod.

ICH

VERSCHONE NICHT Kind
noch Greis, nicht Haus noch Hof.

ICH

SCHENKE NICHTS -
aber ich nehme alles!

ICH

BIN

Dein schlimmster Feind:

Die Gleichgültigkeit

Du solltest Dich vor mir in acht nehmen,
aber Du hast mich vergessen!

